

# Feature

---

## Das Feuer im Volksglauben der Japaner<sup>1</sup>

Ulrich Pauly

Volksglaube .....	08
Feuer im Leben und Volksglauben der Japaner .....	09
Reines und unreines Feuer .....	11
Verunreinigung des Feuers .....	12
Feuer und Feuerfunken .....	13
Asche, Ruß, Holzkohle und Tusche .....	14
Das Tuscheschmier-Fest in Kashihara .....	15
Feuer und Rauch .....	18
Heißwasser und Wasserdampf .....	20
Namen und Funktionen der Feuergottheit .....	23
Die Kultstätte (Sitz) der Feuergottheit .....	24
Neujahrfeuer .....	25
Feuer am Totenfest <i>Bon</i> .....	27
Die Teufelsnacht in Kurume .....	29
Das <i>Soga don</i> -Schirmeverbrennen in Kagoshima .....	37
Das Feuerfest in Kurama .....	41
Auswahl der verwendeten Literatur .....	50

**Volksglaube** – Unter Volksglaube versteht man die zahllosen Glaubensvorstellungen kultischer und religiöser Natur, die sich in einem Volk im Laufe der Geschichte herausgebildet haben. In ihm leben uralte magische Glaubensvorstellungen in höherem Maße fort als in den von der Obrigkeit abgesegneten Ritualen und Traditionen der von Priestern verwalteten Volksreligion Shintō. Diese ähneln sich zwar im ganzen Land weitgehend, sie weisen aber, den unterschiedlichen landschaftlich-klimatischen Gegebenheiten und der Lebensweise der Menschen entsprechend, von Ort zu Ort auch Unterschiede auf. Im Lauf der Zeit sind auch Elemente der von der Oberschicht als Amtsreligion praktizierten, stärker ideologisch festgelegten Volksreligion in den Volksglauben eingesickert. Dort leben sie zum Teil unverstanden, nur halb verstanden oder auch bewusst uminterpretiert nebeneinander. Auch wenn einige Glaubenselemente in

---

1 Eine farbige Version dieses Textes finden Sie unter <https://oag.jp/books/notizen-dezember-2025/>

logischem Widerspruch zueinander stehen, stört das die meisten Gläubigen nicht weiter, da das nun mal „unsere Tradition“ ist. Der japanische Volksglaube wird individuell oder gemeinschaftlich, in der freien Natur (z.B. am Feld), im Haus oder im Heiligtum des Ortes praktiziert. Die Leitung wichtiger Rituale und Feste liegt in vielen kleinen Orten, die keinen eigenen, fest angestellten Priester haben, in den Händen eines aus den Reihen der älteren Männer der Kultgemeinde auf ein Jahr gewählten Kultleiters (Laienpriesters). Für die Durchführung wichtiger Gottesdienste greift man aber gern auf die Dienste eines gelernten Shintō-Priesters zurück. In den japanischen Volksglauben, den man auch als Volksshintō (*minkan shintō*) bezeichnet, sind schon früh auch Elemente des Buddhismus und des Taoismus eingeflossen.

**Feuer im Leben und Volksglauben der Japaner** – Zu den ältesten religiösen Symbolen der Japaner gehören Feuer und Wasser, die sich in ihrer Bedeutung und Verwendung im Ritual stark ähneln. Beide können, wenn sie nicht gezähmt werden, zerstörend wirken. Gezähmt können sie aber auch neues Leben und menschliche Kultur hervorbringen. Sie sind Symbole für den Tod wie für das Leben und verfügen über starke Reinigungskräfte (*jōkaryoku*). In vielen Feuerfesten (*himatsuri*) setzt man das Feuer und seine Produkte Asche, Ruß, Rauch, Wasserdampf und heißes Wasser zur rituellen Reinigung, zur Abwehr von Unheil, zur Wiederbelebung der alten Sonne am Jahresende oder als Orakel zur Ergründung des zu erwartenden Ernteausgangs o.ä. ein. Vor allem an Neujahr und am *Bon*-Fest im Sommer entzündet man Feuer, um die zu Besuch kommenden Gottheiten und Seelen willkommen zu heißen, zu bewirten und anschließend wieder zu verabschieden.

Die negative Seite des ungezähmten wilden Feuers ließ es durch das Verbrennen von Haus und Habe oder durch die Vernichtung von Menschen, Tieren und Früchten von Wald und Feld zu einem Symbol des Dämonischen werden. Die positive Wirkung des durch den Menschen gezähmten Feuers, das Wärme, Licht, Leben und Gesundheit spendet, vor wilden Tieren und Schadinsekten schützt und roh für den Menschen unverdauliche Pflanzen durch Kochen genießbar und nahrhafter macht, ließ es aber auch zu einem Symbol des Göttlichen werden. Den frühesten Beleg für die große Bedeutung, die man in Japan dem gezähmten Feuer beimaß, stellen die um 3000–2500 v. Chr. entstandenen Tongefäße der Katsusaka-Keramik dar. Wegen der am Oberrand ihrer ausladenden Gefäßkörper angebrachten henkelartigen Verzierungen, die hoch auflodernden Flammen ähneln, werden diese Gefäße „Flammenkeramik“ (*ka'endoki*) genannt. Sie haben den Menschen in ihren großen Versammlungsgrubenhäusern vielleicht als Heizöfen oder zum Kochen ritueller Mahlzeiten gedient.



Abb. 1: Japan. Flammenkeramik aus der mittleren Jōmon-Zeit



Abb. 2: Ascheeruption des Sakurajima bei der Stadt Kagoshima

Blitzschlag und die Eruptionen der vielen aktiven Vulkane Japans ließen seine Bewohner früh Bekanntschaft mit der zerstörerischen Wirkung des wilden, ungezähmten Feuers machen, das Leben verbrennen und mit seiner Asche ersticken konnte. Die Menschen lernten aber auch, dass das Feuer und die von ihm produzierte Asche die Fruchtbarkeit des Erdbodens steigern und reichlich neues pflanzliches Leben spenden können. Dieses Wissen haben die Japaner vermutlich schon 3.600 v. Chr. genutzt, um mit dem kontrollierten Einsatz von Feuer Brandrodung und Brandfeldbau zu treiben. Bei letzterem haben sie die nach der Ernte auf ihren Buchweizen-, Hirse-, Trockenreis- u.a. Feldern verbliebenen Stoppeln kontrolliert abgebrannt. Die dabei entstehende Asche brachte wertvolle Nährstoffe in den Erdboden ein, die den Ertrag der nächsten Ernte steigerten.

Die Erkenntnis, dass die Zerstörung alten Lebens durch das Feuer zur Geburt neuen Lebens führen kann, spiegelt sich auch in der in den Geschichtswerken *Kojiki* (712) und *Nihon shoki* (720) überlieferten Mythe von den göttlichen Ureltern Izanagi und Izanami wider. Nachdem die beiden verschiedene Gottheiten gezeugt hatten, stirbt Izanami bei der Geburt des mit dem wilden Feuer als zerstörerischer Urkraft identischen Feuergottes Kagutsuchi (alias Homusubi, alias Yagihayao, alias Kagabiko). Der über den Tod seiner Frau und Schwester Izanami erzürnte Izanagi tötet seinen Sohn mit dem Schwert, wobei aus dessen zerstückeltem Körper verschiedene neue Gottheiten entstehen. Das über den Himmel, Steine und Pflanzen verspritzte Blut bewirkt, dass auch in diesen seitdem von Natur aus Feuer enthalten ist, nämlich in Form der Blitze aus dem Himmel, der aus Feuerstein geschlagenen Funken und der leicht entflammbaren Rinde und des Holzes der Zypresse (*hinoki*, wörtl. Feuerbaum).

Als Teil eines Ordals (Gottesurteils, *shinmei saiban*) erscheinen Feuer und Rauch schon in der Mythe des auf die Erde herabgesandten Ninigi, eines Enkels der Sonnengöttin Amaterasu. Ninigi heiratet in Südjapan eine Tochter des Berggottes, doch als



Abb. 3: Angeblicher Geburtsort der Feuergottheit Kagutsuchi bei Bōnotsu, Präfektur Kagoshima

diese ihm am Morgen nach der Hochzeitsnacht eröffnet, sie sei jetzt hochschwanger von ihm, meint er, das sei ja wohl unmöglich. Sie schwört daraufhin, wenn die Geburt reibungslos verlaufe, sei das der Beweis für seine Vaterschaft. Dann begibt sie sich in eine Gebärhütte, verschließt sie, steckt sie in Brand und gebiert in Feuer und Rauch drei oder vier gesunde Jungen. Zur Erinnerung an ihre durch das Feuerordal erwiesene Unschuld gibt sie ihren Söhnen Namen, die sich auf das Feuer beziehen, wie Hoderi (Feuerschein), Hosuseri (Feuerzunahme) und Hohodemi (Feuerflamme).

Ein anderes wichtiges Ordal des Altertums war die *kugatachi* bzw. später *yusaguri* genannte Heißwasserprobe. Dieses Ritual war aus China nach Japan gekommen und wurde mitunter als religiöses Ritual zur Erlangung eines Gottesurteils (*kugatachi no shinji*) eingesetzt, wenn man anders keine glaubwürdige Antwort auf eine wichtige Frage erlangen konnte. So mussten z.B. im frühen 5. Jh. unter Kaiser Ingyō einige Adelige beweisen, dass die Angaben, die sie zu ihrer Abstammung gemacht hatten, der Wahrheit entsprachen, indem sie ihre Hände in einen Kessel voll heißen Wassers steckten. Wer sich dabei verbrannte, galt durch die in dem reinen Feuer und erhitzten Wasser wirkende Gottheit als der Lüge überführt.

**Reines und unreines Feuer** – Das natürliche, wilde Feuer steht für die Natur, die die Kraft hat, Menschen und ihre Kultur zu zerstören. Das vom Menschen gezähmte, kontrolliert eingesetzte Feuer hingegen steht für die Kultur. Desgleichen steht auch das von einem Waffenschmied in gezähmtem Feuer produzierte Schwert für die menschliche Kultur, deren Produkt es ja ist. Da der die wilde Natur des ungezähmten Feuers symbolisierende Feuergott seine Mutter bei seiner Geburt so stark verbrannt hat, dass sie daran stirbt, tötet ihn Izanagi mit seinem Schwert. Das Schwert als Symbol des gezähmten Feuers und der Kultur siegt also über die wilde Natur und bringt aus dem Leichnam des Feuergottes neues Leben hervor. Auch in der Mythe vom Tod der Nahrungsgöttin Ōgetsu hime erscheint der Tod als Voraussetzung für die Entstehung neuen Lebens: Als Susanowo, der jähzornige, unreife Bruder der Sonnengöttin Amaterasu, die Ōgetsu hime tötet, weil er meint, sie habe ihm unreine Nahrung angeboten, entstehen aus ihrem toten Körper die Kulturpflanzen Reis, Hirse, Gerste, *Azuki*- und Sojabohne sowie die Seidenraupe.

Die wichtigsten Elemente des japanischen Volksglaubens und der Volksreligion Shintō sind die Vorstellung von einer kultischen Reinheit bzw. Unreinheit. Da die Gottheiten jede Form der Unreinheit verabscheuen, müssen sich die Menschen vor jedem Kontakt mit der Gottheit in einen Zustand kultischer Reinheit versetzen. In einen Zustand kultischer Unreinheit kann der Mensch aktiv und durch eine bewusst begangene unrechte Tat, aber auch passiv, ohne eigenes Wissen oder ethisches Verschulden, geraten. Wie der Mensch können auch Dinge rein oder unrein sein. Das vom Menschen nicht gezähmte, wilde Feuer gilt wegen der von ihm ausgehenden Gefahren ebenso wie das zur Zerstörung oder Tötung benutzte Feuer als unrein (*kegare*). Brände gelten nicht nur als ein Unglück, sondern werden auch als Störung der kosmischen Ordnung angesehen.

Die Brandstiftung, bei der gezähmtes Feuer bewusst zur Zerstörung eingesetzt wird, galt daher im alten Japan als die größte Unreinheit. Wer sie beging, wurde lebendigen Leibes am Brandpfahl verbrannt. Auch das gezähmte, zur Herstellung von Schwertern eingesetzte Feuer gilt als unrein. Wegen ihres Umgangs mit dem Feuer wurden die Schmiede zwar wegen ihrer handwerklichen Fähigkeiten traditionell geschätzt, aber zugleich auch gefürchtet und diskriminiert. Sie mussten nicht nur wegen der von einer Schmiede ausgehenden Feuergefahr außerhalb der Ortschaft leben und arbeiten. Ein Grundstück, auf dem ein Schmied gearbeitet hat, gilt z.T. auch heute noch als unrein und lässt sich außerhalb der Großstädte oft nur an Angehörige eines traditionell als unrein geltenden Berufs wie Metzger, Schuster oder eben an einen neuen Schmied verkaufen.

**Verunreinigung des Feuers** – Feuer kann durch den Kontakt mit Gebärenden oder Toten, die als kultisch unrein gelten, verunreinigt werden. Besonders empfänglich für jede Befleckung ist das Herdfeuer, dessen Verunreinigung sich auch auf die auf ihm gekochten Speisen überträgt. Die unrein gewordenen Speisen wiederum infizieren jeden, der von ihnen isst. Dass die Göttin Izanami von ihrem Mann Izanagi nicht in die Welt der Lebenden zurückgeholt werden konnte, begründet die Mythe damit, dass sie schon vom unreinen Kochherd (Feuer) der Totenwelt gegessen hatte. Damit war sie selbst ebenfalls unrein geworden.

Von Speisen zu essen, die in einem Haus gekocht wurden, in dem es einen Todesfall gegeben hat, ist traditionell tabu. Man muss das durch den Tod verunreinigte Herdfeuer (Todesfeuer, *shishi*) in einem Trauerhaus löschen und auch die Asche komplett entfernen. Dann muss man sich erst ein neues, reines Feuer besorgen und in den mit Salz gereinigten Herd übertragen, bevor man wieder auf ihm kochen darf. Das Problem des durch den Kontakt mit einer Menstruierenden oder Gebärenden wegen deren Blutung verunreinigten häuslichen Herdfeuers hat man in vielen Dörfern früher dadurch gelöst, dass Menstruierende in eine Monatsblutungs-Hütte (*tsuki goya*) und Schwangere rechtzeitig vor der Geburt in eine Gebärhütte (*ubuya*) zogen, wo sie sich ihr Essen auf einem separaten, eigenen (Herd-)Feuer (*bekka*) zubereiteten. So vermied man, dass sie die ganze Familie mit ihrer Verunreinigung infizierten. Eine Gebärhütte habe ich 1971 bei dem Hafenstädtchen Kajiki in der Präfektur Kagoshima gesehen. Die noch bis 1976 ab und zu genutzte Hütte war sauber, aber nur 6 m<sup>2</sup> groß, so dass die Schwangere auf einem Feuer im Hütteingang kochen musste. Ihr auch nachts unterhaltenes Kochfeuer sollte gleichzeitig Insekten und anderes Unheil fernhalten. Immerhin kümmerten sich ihre Nachbarinnen um sie. Durch die Verbreitung von Krankenhäusern und Elektroherden auch auf dem Land sind diese Tabus heute allerdings fast völlig verschwunden. Meine zweite Gebärhütte sah ich dann, 1994, bereits in einem Museum.

Ursprünglich mit dem heiligen Charakter des Feuers verbunden war auch das Verbot, auf die Feuerstelle des Hauses oder in ihre Richtung zu spucken, zu urinieren oder sie durch brennbaren Abfall zu beschmutzen, da die Feuergottheit das nicht mag. Heute ist

das längst weniger ein religiöses Tabu als vielmehr der fromme Versuch, Kinder, Jugendliche und betrunke junge Männer zu erziehen, die sich an dem zischenden Geräusch erfreuen.

Kultische Reinheit war und ist die Voraussetzung für den Kontakt mit der Gottheit. Daher haben die für den Kult Verantwortlichen früher vor wichtigen Festen und Gottesdiensten eine Weile von der Familie getrennt gelebt (*komori*), kultische Waschungen (*misogi*) vorgenommen und enthaltsam gelebt (*shōjin kessai*). Dazu gehörte auch die Unterhaltung eines separaten, reinen Kochfeuers.

Noch heute wird an einigen Schreinen (oder privat im Haus) an Neujahr oder vor hohen Festen ein neues, reines, heiliges Feuer (*imibi*) entfacht. Die älteste Methode ist das Quirlfeuer (*kiribi*), bei dem man Zypressenstückchen in einem Astloch oder in einer Mulde auf einem Zypressenbrettchen so lange dreht, bis Funken entstehen. Diese nimmt man dann mit Zunder aus Zypressenrinde auf, überträgt sie auf einen Kiefernspan und mit diesem dann auf eine Kerze, Laterne oder Fackel. Heute erzeugt man meist ein Schlagfeuer (*uchibi*), indem man mit einem Stück Stahl Funken aus einem Feuerstein schlägt.

**Feuer und Feuerfunken** – Im Shintō und im Buddhismus ist bis heute der Volksglaube an die Kraft des Feuers und seiner Feuerfunken äußerst lebendig. Feuer kann wie Wasser oder Salz zur kultischen Reinigung eingesetzt werden. Brennende Fackeln, die bei manchen Festen dem Tragschrein (*mikoshi*) der Gottheit vorangetragen werden, reinigen mit ihren lodernden Flammen, den von ihnen abspringenden Funken und mit ihrem Rauch nicht nur den Weg, auf dem die Gottheit durch die Gemeinde zieht, sondern zugleich auch die Zuschauer. Praktisch ausgestorben ist der früher in manchen Dörfern geübte Brauch, führende Mitglieder der Kultgemeinde vor einem wichtigen Ritual dadurch kultisch zu reinigen, dass man aus einem über ihrem Kopf gehaltenen Feuerstein Funken schlägt und auf sie herabregngen lässt.

Feuer werden auch als Wach- oder Signalfeuer an Festen eingesetzt. Mit stationären Feuern oder mit mobil vorangetragenen Fackeln weist man der Gottheit den Weg zum Fest und lädt sie ein, als Ehrengast daran teilzunehmen. In ganz Japan verbreitet sind heute noch vor allem die Willkommensfeuer (*mukaebi*), mit denen man an Neujahr oder am Totenfest (*Bon*) im Sommer Gottheiten und Ahnenseelen bzw. Totenseelen in sein Haus einlädt, um sie zu bewirten und nach ihrem Aufenthalt mit einem Abschiedsfeuer (*okuribi*) wieder zu verabschieden.

Das Feuer und seine Funken haben auch eine apotropäische und belebende Wirkung. Sie können Krankheiten, Dämonen und sonstiges Unheil fernhalten und aus dem Körper oder aus der Gemeinde treiben. Das zeigt sich u.a. in der Mythe vom Rückzug der über die Flegeleien ihres Bruders Susanowo verärgerten Sonnengöttin Amaterasu in die himmlische Felsenhöhle. Als sie in der Höhle verschwindet, wird es dunkel und kalt und alles Leben auf Erden ist bedroht. Die Göttin Uzume entzündet daraufhin ein

Feuer vor der Höhle und führt einen von dem fröhlichen Gelächter der Götter begleiteten Nackttanz auf. Feuer, Nacktheit und Gelächter, denen bei vielen Völkern eine Unheil abwehrende Wirkung nachgesagt wird, locken die neugierig gewordene Sonnen-göttin aus der Höhle, so dass es auf der Erde wieder hell und warm wird und das Leben erneut aufblüht.

Auf die apotropäische Wirkung des reinen Feuers vertraute auch die fromme, fürsorgliche Mama-san (Leiterin) eines Bordells im Vergnügungsviertel Shinsekai („Neue Welt“) in Osaka. Noch bis Ende der 1970er Jahre versammelte sie täglich vor Geschäftsbeginn ihre Damen und schlug aus einem Feuerstein Funken über ihren Köpfen, um sie so vor Krankheiten zu schützen und unerwünschte Kunden fernzuhalten. Auf den heute noch weit verbreiteten Einsatz von Feuer als Orakel gehe ich weiter unten ein.

**Asche, Ruß, Holzkohle und Tusche** – Die Japaner, die schon sehr früh um die dem Feuer und der Asche innwohnende, die Fruchtbarkeit steigernde und Leben spendende Kraft gewusst haben, sehen in ihrem Volksglauben die Kraft der Feuergottheit nicht nur im Feuer, sondern ebenso in Asche, Ruß, Holzkohle, in der hauptsächlich aus Ruß oder Holzkohle hergestellten schwarzen Tusche sowie in der Feuerstelle bzw. im mit Brennholz betriebenen Herd und im auf dem Herd stehenden Kochkessel wirksam.

Schon im gegen Ende des 3. Jh. verfassten chinesischen *Weizhi* findet sich im Abschnitt (j. *Gishi wajinden*) der Hinweis, dass die japanischen Fischer alle im Gesicht und am Körper tätowiert sind, um sich damit vor Meeresungeheuern zu schützen. Für die Tätowierungen brachte man damals Ruß oder Holzkohle in die Haut ein. Das heißt, die Männer bedienten sich der in Ruß und Holzkohle wirkenden, Unheil vertreibenden Kraft der Feuergottheit, um sich mit ihrer Hilfe vor den im wässrigen Reich des Meer-gottes lebenden Ungeheuern zu schützen. Zahllose weitere Hinweise auf die religiöse Bedeutung von Feuer, Herd, Asche usw. finden sich in den japanischen Quellen vom 8. Jh. bis heute.

Früher hielten man die am Herd verehrte Feuergottheit vielerorts auch für eine Schutzgottheit der Kinder. Und da man glaubte, die Kraft der Feuergottheit wirke auch in Asche und Ruß, war von Okinawa im Süden bis hinauf nach Nordostjapan der heute fast ausgestorbene *ayakko*-Brauch weit verbreitet. Dabei malte man einem Säugling, bevor man ihn erstmals aus dem Haus trug, um ihn im Ortsschrein der Gottheit vorzustellen, mit etwas vom Herd, Kochkessel oder Kochtopf abgekratztem Ruß (*susu*) das Schriftzeichen *dai* (groß) oder *inu* (Hund) auf die Stirn. Man hoffte, dass die Feuer- (und die Ortsgottheit) das als Bitte verstanden, das Kind so problemlos, wie angeblich Hundewelpen groß werden, aufwachsen und, wenn es sich einmal verlaufen sollte, wie einen Hund leicht wieder den Weg nach Hause finden zu lassen. Im ganzen Land kannte man früher auch den Brauch, an Neujahr Fremden oder Frischverheirateten das Gesicht mit Topfruß einzuschmieren. An manchen Orten kamen statt Ruß auch Asche (*hai*), Tusche (*sumi* 墨) oder Holzkohle (*sumi* 炭) zum Einsatz, in denen man ebenfalls

die gesund und fruchtbar machende, Unheil abwehrende Kraft der Feuergottheit wirksam glaubte. Ähnliche kleine Feste, deren Brauchtum auf dem langsam schwächer werdenden Glauben an die Kraft der Feuergottheit basiert und bei denen oft Jugendliche oder Kinder die Hauptrolle spielen, werden heute noch von Süd- bis Nordjapan gefeiert. In Nordwest-Kyūshū glaubt man an einigen Orten, dass Kinder, denen man etwas *Kōjin*-Schwarz (*kōjinkuro*) genannten Ruß von einem Kochkessel auf die Stirn geschmiert hat, dadurch beim Baden vor den boshaften Streichen von Wasserkobolden (*kappa*) und vor dem Ertrinken geschützt sind. In Nordostjapan und Okinawa schmieren manche Mütter ihren Säuglingen *Kōjin*-Tusche (*kōjin sumi*) oder Topfruß auf die Stirn, damit die Herdgottheit oder der Gott Kōjin sie vor Krankheiten bewahren. Wenn dieser Glaube auch wegen des Mangels an Ruß u.a. infolge der Einführung elektrischer Herde weitgehend verschwunden ist, haben sich an einigen Orten noch kleine Feste (Rituale) erhalten, die auf diesem Glauben basieren. Ein Beispiel für den Einsatz von Ruß bzw. Tusche ist das von mir am 4. und 5. Mai 1993 besuchte kleine Tuscheschmier-Fest in Kashihara (Präfektur Nara).

**Das Tuscheschmier-Fest in Kashihara** – Die Anfänge des heute Tuscheschmier-Fest (*sumitsuke matsuri*) genannten Festes der Feldgottheit (*nogami matsuri*) des Hitogami-Schreines im Jiō-Viertel der Stadt Kashihara in der Präfektur Nara sollen Mitte des 18. Jahrhunderts liegen. Weil für viele Zuschauer der Höhepunkt dieses Festes im bis 1945 noch rein dörflichen Jiō darin bestand, dass ältere Jugendliche nackte jüngere jagten, um sie herhaft mit Ruß zu beschmieren, nannte man dieses Fest der Feldgottheit im Volksmund allgemein nur Rußschmier-Fest (*susutsuke matsuri*). Bis 1872 fand das Fest am 5.5. des Mondsonnenkalenders statt. Mit der Einführung des gregorianischen Kalenders wurde es, 1872, auf Anfang Mai oder Anfang Juni verlegt und findet heute am 4. und 5. Mai statt. Weil man aber nach 1945 in dem inzwischen zu einem Stadtteil von Kashihara gewordenen Jiō-Viertel zunehmend auf modernen Elektroherden kochte, gab es für das Fest bald nicht mehr genug Ruß. Man ging daher dazu über, für das Beschmieren statt Ruß schwarze Tusche zu nehmen, weshalb das Fest nun allgemein Tuscheschmier-Fest (*sumitsuke matsuri*) genannt wird.

Der Kult des Hitomaro-Schreins, der keinen hauptberuflichen Priester hat, liegt in den Händen der Kultgemeinde des Schreins. Ein für den Kult und die Feste des Schreins verantwortlicher Kultleiter (*tōya*) wird jedes Jahr aus den 50 alteingesessenen Familien des Ortes für die Dauer eines Jahres gewählt. Da seine Amtszeit unmittelbar vor Beginn des Tuscheschmier-Festes endet, begibt sich der Kultleiter (1993) kurz vor 15 Uhr zum Haus seines Nachfolgers und übergibt diesem in einer kurzen Zeremonie um 15.30 Uhr sein Amt. Auf diesen Moment haben siebzehn vor dem Haus des neuen Kultleiters wartende, bis auf die Unterhose ausgezogene 8- bis 10-jährige Grundschüler nur gewartet und laufen, so schnell sie können, auf direktem Weg zum Schrein. Auf ihrem Laufjagen ihnen drei 11- bis 12-jährige Grundschüler hinterher, die jeder mit einem Eimer voll Tusche und einem ca. 1 m langen Bambusstock bewaffnet sind, an dessen Spit-

ze sie eine weiche Stoffkugel (*tanpo*) von etwa 10 cm Durchmesser angebracht haben. Sobald sie einen der Jüngeren eingeholt haben, tauchen sie die Stoffkugel rasch in ihren mit in Rapsöl angerührter schwarzer Tusche gefüllten Eimer und beschmieren ihrem Opfer das Gesicht und fast den ganzen Körper mit Tusche.



Abb. 4: Mit Tusche bemalter Junge während des Tusche-schmier-Fests in Kashihara

Früher fand die Amtsübergabe und das darauffolgende Fest erst am Abend nach Einbruch der Dunkelheit statt. Vor 1945 nahmen oft noch über neunzig Grundschüler an dem Fest teil. Sie liefen splitternackt durch den ganzen Ort und versteckten sich in dem Bemühen, ihren Verfolgern zu entgehen, oft in einem Feld oder im Bewässerungsteich. Wenn ihre Verfolger, die bis in die 1980er Jahre meist 12- bis 14-jährige Mittelschüler waren, sie dann schließlich erwischten, haben sie ihre Opfer nach dem männlichen Motto „gelobt sei, was hart macht“ oft brutal und gründlich auch an sehr privaten Körperteilen eingeschmiert, was ihnen selbst vielleicht witzig vorkam, vielen ihrer jüngeren Opfer aber extrem peinlich war. Einige Jungen sollen vor Wut oder Scham über diese als entwürdigend empfundene Behandlung weinend nach Hause gelaufen sein.



Abb. 5: Älterer Junge verfolgt jüngeren, um diesen mit Tusche zu beschmieren

Was die Sache für sie noch schlimmer machte, war die Tatsache, dass sie bei dieser Behandlung oft auch von Ortsfremden gesehen und fotografiert wurden. Um ihr Schamgefühl zu achten, dürfen die Opfer heute a) ihre Unterhose an behalten und b) nicht mehr wie früher an allen Körperteilen eingeschmiert werden. Darüber hinaus ist c) den Verfolgern das Eintuschen der Jüngeren seit 1971 nur noch im Gelände des Schreins gestattet. Man hofft, dass die Anwesenheit einheimischer Zuschauer die Älteren von einer zu weit gehenden Misshandlung der Jüngeren abhalten wird. Das verhinderte aber nicht, dass immer weniger Jungen bereit waren, an diesem Brauch mitzuwirken. Da auch die älteren Mittelschüler oft kein Interesse mehr daran hatten, an dem so „entschärften“ Brauch mitzuwirken, hat man, 1993, als Verfolger erstmals drei kräftige 11- bis 12-jährige Grundschüler ausgewählt, von denen man hofft, dass sie

mehr Verständnis für die Lage der Jüngeren aufbringen werden. Die Verfolgungsjagd und das Eintuschen der Jüngeren, das früher oft eine Stunde lang dauerte, endet heute schon nach etwa einer halben Stunde.

Wenn ihr Körper nach der unter viel Gelächter und Scherzen vorgenommene Eintuschung noch eine freie Stelle aufweist, wird den Jüngeren als krönender Abschluss noch das eine reiche (Reis)Ernte erbittende und verheißende Schriftzeichen \* (jp. *kome*, Reis) auf den Rücken oder Bauch getuscht. Danach laufen die Jungen kurz nach 16 Uhr erleichtert, aber auch ein bisschen stolz nach Hause. Dort nehmen sie ein gründliches Bad, ziehen sich einen bequemen Trainingsanzug an und begeben sich zum Haus des neuen Kultleiters. Er bewirkt sie als seine Ehrengäste mit einem leckeren Abendessen, bei dem sie zu zeigen versuchen, dass sie sich schon fast wie „Erwachsene“ benehmen können. Nach dem Essen können sie sich dann entspannen und dürfen sich bis kurz nach 19 Uhr ohne Aufsicht ihrem Alter entsprechend ausgelassen verhalten.

In einem großen Raum haben sich inzwischen die Männer der Nachbarschaftsgruppe von Jiō versammelt und fertigen aus Reisstroh eine rund fünf Meter lange Schlange an. Die Jungen stellen zur gleichen Zeit zwei etwa 40 x 90 cm große hölzerne Votivtafeln her, auf die sie ein einen Pflug ziehendes Pferd bzw. eine Reisumpfanzszene malen. Nachdem das geschafft ist, legen sie sich, noch leicht aufgedreht von den Erlebnissen des Tages, gegen 22.30 Uhr zum Schlafen auf die bereitgelegten Futons. Kurz nach 3 Uhr werden sie aber wieder geweckt, um gegen 4 Uhr, noch vor Morgengrauen, mit dem Kultleiter und drei weiteren Männern in einer kleinen Prozession zu der im Südwesten von Jiō gelegenen unscheinbaren Kultstätte der Feldgottheit zu ziehen. Dort legen sie die Schlange, die Votivtafeln, etwas Reiswein, eine brennende Kerze und andere Opfergaben ab. Mit der Darbringung der Opfergaben verbinden sie die Bitte an die Feldgottheit und an die in Gestalt der Schlange verehrte Wassergottheit, für ausreichend Regen für die bevorstehende Bewässerung der Reisfelder sowie für eine gute Ernte zu sorgen und die Jungen alle gesund aufwachsen zu lassen. Da die für ihre Gesundheit sorgende Kraft der Feuergottheit ja schon am Vortag mit der Tusche auf die Jungen aufgetragen wurde, kümmern sich nun also Feld-, Wasser- und Feuergottheit gemeinsam um die Gesundheit der Jungen (Jugend) des Ortes. Als kleines gemeinsames Mahl (*naorai*) mit der Feldgottheit trinken die Männer jetzt einen Schluck Reiswein und alle essen etwas Riementang, bevor sie sich in der Morgendämmerung zufrieden auf den Heimweg machen. Das Tuscheschmieren beim Schrein haben sich neben mir ein kleines Team der Kulturabteilung des Senders Nara TV, etwa zwanzig einheimische und fünf ortsfremde Besucher angesehen.

Um das Budget und die Nerven des Kultleiters nicht zu stark zu strapazieren, reinigen sich die Jungen von der Tusche heute nicht mehr, wie noch bis kurz nach 1945, im Bad des Kultleiters, sondern bei sich zu Hause. Anders als früher dürfen die Jungen in seinem Haus heute auch keine Randale mehr machen, indem sie, wie früher üblich, übermäßig Schiebetüren und Strohmatten (*tatami*) im Haus herausreißen und beschädigen. Man befürchtet nämlich, dass sonst niemand mehr bereit ist, in Jiō das Amt des Kultleiters anzutreten.

**Feuer und Rauch** – Neben dem Feuer und seinen Funken spielt im Volksglauben auch der vom Feuer erzeugte Rauch eine wichtige Rolle. Im alten Indien war es schon zu Lebzeiten des historischen Buddha (ca. 563–483 v. Chr.) im privaten wie im religiösen Bereich üblich, Sandelholz und andere gut riechende Materialien zu verbrennen. Der Rauch diente privat dem Überdecken übler Gerüche und dem Fernhalten lästiger Insekten sowie im religiösen Bereich der rituellen Reinigung und als Opfergabe. Obwohl sich Buddha, der sich nur als Lehrer sah, zu seinen Lebzeiten immer gegen Opfer ausgesprochen hatte, wird das Abbrennen von Räucherwerk schon bald nach seinem Tod als Opfergabe an ihn interpretiert. Daneben dienen das Feuer der glimmenden Weihrauchkugelchen oder Räucherstäbchen und der von ihnen sich kräuselnd aufsteigende Rauch auch der rituellen Reinigung der – ebenfalls gegen den Willen des Buddha – nach seinem Eingang ins Nirvāna zu seiner Verehrung errichteten Tempel und der diese besuchenden Menschen. Vor der Haupthalle fast jedes buddhistischen Tempels in Ostasien steht daher ein großes bronzenes Räucherbecken, in dem Gläubige brennende Räucherstäbchen darbringen, um sich durch deren Feuer und Rauch vor dem Betreten der Tempelhalle rituell zu reinigen. Wichtiger noch ist vielen Gläubigen jedoch die Feuer und Rauch zugeschriebene heilende und Krankheiten fernhaltende Wirkung. Man sieht daher an diesen Räucherbecken fast immer einige Gläubige, die sich bemühen, den Rauch an eine erkrankte Stelle ihres Körpers zu fächeln. Wenn sie den Rauch zu ihrem Kopf fächeln, kann das z.B. bedeuten, dass sie Kopfweh oder Zahnschmerzen vertreiben wollen, sich einen klaren Kopf in einer bevorstehenden Prüfung wünschen oder aber, dass sie hoffen, dass der Rauch ihre Gebete und Bitten direkt zu einem Buddha, einem Bodhisattva oder zu einer buddhistischen Schutzgottheit emporträgt, was die Chance auf eine rasche Erhörung natürlich erhöht.

Die Heilung oder Abwehr von Krankheit versprechen sich die Gläubigen auch, wenn sie bei einem Feuerlauf (*hiwatari*) durch glimmendes Feuer, heiße Asche und Rauchschwaden laufen. Der Rauch des bei einer buddhistischen Totenfeier (*hōji*) abgebrannten Räucherwerks wird auch als „Diener des Toten“ (*hotoke no tsukai*) bezeichnet, weil er zu dem Buddha Amida in seinem Reinen Land (Paradies) aufsteigt und ihm die bevorstehende Ankunft des Verstorbenen anzeigt. Den Höhepunkt der vom 20. Februar bis zum 15. März nach dem Mondsonnenkalender durchgeführten Neujahrsrituale (*shuni'e*) des Tōdaiji-Tempels in Nara bildet für die Masse der Gläubigen, die zu den meisten Ritualen keinen Zutritt haben, ohne Zweifel das im Anschluss an das



Abb. 6: Schüler zünden Räucherstäbchen zur rituellen Reinigung an

Wasserschöpfritual (*omizutori*) durchgeführte Fackelritual (*otaimatsu*). Dabei erscheinen am frühen 13. März kurz nach Mitternacht zwölf kräftige junge Priester auf der Veranda der Nigatsudō-Halle und schwenken ihre hell lodernden großen Fackeln weit über die Brüstung, so dass sich ein breiter Fluss von Funken auf die unten erwartungsvoll auf diesen Segen wartenden Besucher ergießt. Wer von den Funken getroffen wird, soll für ein Jahr von Dämonen, Krankheiten usw. verschont bleiben.

Bei Dürre hat man in Japan früher oft Regenbitt-Rituale (*ama goi*) veranstaltet. Dabei wurde laut getrommelt und ein großes Feuer entzündet, bei dem man bewusst die Entwicklung schwarzen Rauches förderte. Dahinter stand die magische Erwartung, dass die dunklen Regenwolken ähnelnden Rauchwolken und das an den Donner eines Gewitterns erinnernde laute Trommeln, den Himmel ermuntern, Regen fallen zu lassen.



Abb. 7: Feuer und Rauch bringen beim Hōranya-Fest auch Regen

Bei den im ganzen Land am Kleinen Neujahr (15. Januar) veranstalteten Feuern (*dondoyaki, tondoyaki*), bei denen der alte Neujahrschmuck am Fuß eines aus zusammengebundenen Bambusstangen errichteten Pfeilers, oder an diesen gehängt, verbrannt wird, spielen Kinder die Hauptrolle. Die einen deuten den dabei entstehenden Rauch als ein Zeichen, in welche Richtung die mit diesem Feuer verabschiedete (Jahres-)Gottheit oder die Ahnseelen in ihre jenseitige Welt zurückkehren. Andere, die ein Blatt mit ihrem ersten Schönschreibversuch im neuen Jahr (*kakizome*) an den Pfeiler geheftet haben, freuen sich, wenn dessen brennende Reste vom Rauch hoch in den Himmel gerissen werden und hoffen, dass sie die Gottheiten oder Ahnen dazu bringen, sie auch weiter bei ihren kalligraphischen Übungen zu unterstützen.

Bis in das frühe 20. Jh. wurde in einigen ländlichen Regionen auch noch das Brauträuchern (*yome ibushi*) gepflegt. Dabei wurde im Haus des Bräutigams in der meist aus gestampftem Lehm bestehenden Diele ein offenes, stark rauchendes Begrüßungsfeuer entzündet. Wenn die Braut sich, hustend und niesend, durch den dichten Rauch in das Haus vorgearbeitet hatte, galt sie nicht nur als rituell gereinigt, sondern auch als in Glück und Unglück belastbar. In Nordwest-Kyūshū streute man bei diesem Belastbarkeitstest manchmal auch noch Pfeffer auf das Feuer und klopfte der Braut, wenn sie wieder Luft bekam, mit einem glimmenden Stück Brennholz tröstend auf den (bekleideten) Hintern.

Traditionell fanden in Japan früher fast alle Feste vom Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang statt. Der nächtliche Festplatz bzw. Festraum wurde durch die lodernden Flammen der Fackeln oder eines offenen Feuers meist nur schwach erhellt. Das kann,

im Verein mit dem vielen Festen vorangegangenen Fasten und Schlafentzug, den oft stundenlang anhaltenden monotonen Gesängen und Tänzen, dem rhythmischen Trommeln und Flöteblasen sowie der Verringerung des Sauerstoffgehalts der Luft im stark verräucherten Festraum zur Ausschüttung von Endorphinen und zu scheinbar übernatürlichen Erfahrungen und Trancezuständen führen. Religiös disponierte Menschen gelangen so leicht zu der Überzeugung, der Gottheit nahe zu sein. Solche Erfahrungen bieten einem heute fast nur noch die von Votivtänzen begleiteten nächtlichen Heißwasser-Rituale.

**Heißwasser und Wasserdampf** – Besonders wirksam ist die Kraft des Feuers, wenn sie sich mit der des Wassers vereinigt. Dieser vereinten Kraft bedient sich seit dem Mittelalter auch das gemeine Volk im Heißwasser (*yudate*)-Ritual. Dabei setzt man einen eisernen Kessel auf einen Lehmherd oder auf einen Dreifuß, unter dem ein Feuer brennt, und kocht darin reines Wasser auf. Die in Feuer und Wasser wirkende göttliche Kraft zeigt sich u.a. in den sich beim Kochen bildenden Blasen, Wassertröpfchen und im Wasserdampf.

Da sich das Ritual aus dem von der Obrigkeit im Altertum als Gottesurteil eingesetzten *kugatachi*-Ordal entwickelt hat, kann man davon ausgehen, dass auch die im Vergleich damit ungefährlichen Heißwasser-Rituale des Volkes anfangs durchgeführt wurden, um von der Feuer-, Wasser-, Berg-, Feld- oder Ortsgottheit usw. eine Antwort auf eine für das Leben der Gemeinde wichtige Frage zu erhalten.

Die Antwort der Gottheit liest man z.B. aus der Zahl, Größe und Form der beim Kochen entstehenden Wasserblasen. Beim Tönender Kessel-Ritual (*kama nari shinji*), einer Form des Heißwasser-Rituals, an dem ich am 15. Januar 1972 im Mita Hachiman-Schrein (Minato-ku, Tokyo) teilnehmen konnte, deutet man die Antwort der Gottheit auf die Frage nach Glück, Gesundheit, Erfolg usw. im neuen Jahr aus dem beim Kochen des Wassers im Kessel von dem aufsteigenden Wasserdampf und von dem nur locker aufgesetzten Deckel verursachten pfeifenden, klappernden, „*okakari*“ („von der Gottheit besessen“) genannten Geräusch und seiner Lautstärke.

Zu den bekanntesten, heute noch in jedem November in mehreren Weilern im Bergland von Oku-Mikawa in der Präfektur Aichi abgehaltenen Heißwasserritualen gehört das Blütenfest (*hana matsuri*), bei dem mit „Blüten“, die Tropfen des am Ende des



Abb. 8: Traditionelles Heißwasserritual, bei dem Wasser in einem Lehmherd zum Kochen gebracht wird



Abb. 9: Herdreinigung während des Hana matsuri in Nakashitara (Präfektur Aichi) durch den Festleiter

Festes verspritzten heißen Wassers gemeint sind. Mit dem Fest sollen die Lebenskräfte der Natur gestärkt und der Ort mit seinen Menschen rituell gereinigt sowie von altem Unheil befreit und vor neuem Unheil bewahrt werden. Ich habe das Fest im November 1993 und 1994 zweimal in Nakashitara sowie in Tsuki und Misono besucht. Für das Fest wird im Gemeindezentrum oder (sehr selten) in einem Privathaus des Ortes in dessen

größtem Raum unter einem künstlichen Himmel aus Papier ein Altar errichtet und ein kleiner Tanzplatz abgesteckt. Der in der Mitte des Tanzplatzes aus Lehm errichtete Herd wird durch einen hinter ihm angebrachten langen *sakaki*-Zweig und zwei weiße, Herdhellebarden (*kama boko*) genannte Ritualstäbe als heiliger Bezirk gekennzeichnet. Vor Beginn der um den Herd herum veranstalteten Votivtänze führt der als Laienpriester gekleidete Festleiter am Spätnachmittag das Ritual der Reinigung des Herdes (*kama barai*) durch. Dabei rezitiert er feierlich das Ritualgebet der Großen Reinigung (*Nakatomi no harae*) und lädt die Gottheiten der fünf Himmelsrichtungen (Osten, Süden, Westen, Norden und Mitte) sowie die Gottheiten des Himmels, der Erde und des Meeres ein, von den Opfergaben zu kosten, die man auf einem kleinen, vor dem Herd stehenden Opfertischchen für sie aufgebaut hat. Danach entfacht er in dem Herd ein Feuer, in das er etwas Salz wirft. Damit sind das Feuer und der Herd rituell gereinigt und bereit dafür, Gottheiten, die das möchten, vorübergehend als Sitz zu dienen, von dem aus sie den Tänzen und den Auftritten der Masken auf dem Fest bequem zusehen können.

Mit dem reinen Feuer des Herdes wird anschließend auf dem freien Platz vor dem Gebäude ein offenes heiliges Feuer (*seito*) entzündet. Dieses wird vom Beginn der Tänze am Abend bis zu seiner Zerstörung durch die Streitäxte maskierter Teufel am Spätnachmittag des zweiten Festtages unter den wachsamen Augen der Feuerwehr unterhalten. Zu Ehren der das Fest besuchenden Gottheiten werden in den nächsten 24 Stunden – nur kurz durch den Auftritt von Teufels- und anderen Masken unterbrochen – zum Klang von Trommel, Flöte und sich wiederholendem einförmigem Gesang ohne Pause Votivtänze um den Herd aufgeführt. Als erste tanzen die 5 bis 9 Jahre alten kleinen Jungen und Mädchen des Ortes. Ihnen folgen die 10- bis 12-, die 12- bis 15- und schließlich die 16- bis 18-jährigen jungen Männer. Den Höhepunkt des Festes bildet der am Abend des zweiten Festtages von vier im Ort als vollwertige Männer (*ichinin mae*) anerkannten 18-jährigen Tänzern getanzte *yubayashi*-Tanz. Bei diesem anfangs lang-

samen, doch stetig schneller werdenden, fast eine Stunde dauernden Tanz um den rauchenden Herd schwingen die Vier über ihren Köpfen rhythmisch zwei dicke „Heißwasserzöpfe“ (*yu tabusa*) aus Reisstroh. Der Raum wird bei diesem Tanz allein durch das lodernde Herdfeuer beleuchtet. Je lauter die Zuschauer sie mit heissem Rufen „*te ho he, te ho he ...*“ anfeuern, desto wilder kreisen die Vier um den Herd, bis sie ihren Tanz schließlich abrupt stoppen, ihre dicken Heißwasserzöpfe tief in das in dem Eisenkessel kochende Wasser tauchen und es ohne Vorwarnung auf alle Anwesenden – würdige Honoratioren und verwirrte Fotografen eingeschlossen – spritzen, die nicht rechtzeitig die Flucht ergriffen haben. Das wiederholen sie solange, bis der Kessel leer ist, den die Freiwillige Feuerwehr aber rasch mit neuem, nun aber kaltem Wasser füllt. Die Vier tauchen ihre Zöpfe also unermüdlich weiter in das Wasser und jagen eifrig auch Zuschauern, die zu fliehen versuchen, bis in den Hof nach, um sie der Segnungen des Festes teilhaftig werden zu lassen.

In dem Bewusstsein, dass das heiße Wasser und der Dampf, in denen die reinigende, heilende und exorzisierende Kraft des Feuers und des Wassers wirken, sie von allem Übel gereinigt haben und im neuen Jahr Krankheit und Unheil von ihnen fernhalten, gehen die meisten Teilnehmer dann klatschnass und müde, aber glücklich, nach Hause. Der von dem kochenden Wasser aufsteigende Wasserdampf dient, dem Glauben einiger Dörfler zufolge, den Gottheiten als eine Art Leiter zwischen Himmel und Tanzplatz. (Eine reich bebilderte Beschreibung des *Hana matsuri* und seiner Rituale in Nakashitara findet sich in: Ulrich Pauly, *Die Teufel kommen zum Tanz, OAG Taschenbuch* Nr. 80, Tokyo 2002.)



Abb. 10: Yubayashi-Tanz um das Herdfeuer unter dem künstlichen Himmel



Abb. 11: Rhythmisches Yubayashi-Tanz mit „Heißwasserzöpfen“ um den Herd



Abb. 12: Bespritzen der Anwesenden mit dem kochenden Wasser am Ende des Tanzes

**Namen und Funktionen der Feuergottheit** – Der Glaube an eine fast immer privat im Haus, aber z.T. auch im Rahmen dörflicher Rituale verehrte Feuergottheit (*hi no kami*) ist seit alters in ganz Japan verbreitet. Sie wird u.a. unter den folgenden Namen verehrt: In Okinawa und Süd-Kyūshū als Feuergottheit bzw. Kesselherr (*okamasama*). In Nordostjapan als Feuermann (*hi otoko*), Kessel- bzw. Herdmann (*kama otoko*), Herdgott (*kamado no kami*), Herdherr (*okama sama*), Herdbuddha (*kamado botoke*) oder auch Kesselbuddha (*kama botoke*). In Ostjapan als Herdgott (*kamajin*), Herdmann, Feuermann, Herdgott (*kama gami*). In Kinki und in Westjapan wird der Herdgott auch unter dem Namen *Kōjin* („Wilde Gottheit“) oder *Dokōjin sama* verehrt.

Die Feuer- bzw. Herdgotttheit tritt in vielerlei Funktionen auf, wacht aber in erster Linie über die Feuerstelle, den (Koch-)Herd und den (Koch-)Kessel. Da die Feuerstelle (Kochherd) eines Hauses und die Mitglieder des Haushaltes im Denken des Volkes seit alters untrennbar miteinander verbunden sind, sehen manche Familien die Herdgotttheit auch als ihre Ahnengottheit an. Wie die Ahnengottheit gilt die Herdgotttheit als eine Schutzgottheit des Hauses und seiner Bewohner, und von da war es oft nur ein kleiner Schritt, sie auch als Schutzgottheit der ganzen Sippe und des Ortes bzw. aller dort geborenen Bewohner anzusehen.

Ab dem Mittelalter wird die Feuergottheit oft auch mit der taoistisch angehauchten Gottheit *Kōjin* (wörtl. „wilde Gottheit“) oder Dreischätze-*Kōjin* (*Sambō Kōjin*) assoziiert. Man erwartet von ihr, dass sie, ihrem wilden Charakter entsprechend, nicht nur

das Herdfeuer schützt, sondern das Haus auch vor Einbruch und Diebstahl sowie vor Brand und anderen Katastrophen bewahrt. Als Unheil und wildes Feuer abwehrende Gottheit (*hinan yoke* und *hibuse no kami*) ist sie auch dafür zuständig, die kosmische Ordnung aufrecht zu erhalten. Oft weist man ihr zusätzlich noch die Aufgaben einer Ackerbau- oder Reisfeldgottheit zu. In manchen Dörfern weist sie auch die Züge einer Wassergottheit auf. Dazu entwickelt sich die Feuergottheit als *Kōjin* bald auch zu einem Schutzpatron von Rind und Pferd und wird trotz oder wegen ihres rauhen, aber herzlichen Charakters vielerorts auch als ein Freund der Kinder geschätzt.

Unter dem Namen *Dokōjin* begegnet uns die Feuergottheit schließlich in der Chūgoku-Region, am Westende der japanischen Hauptinsel Honshū, als eine Wandergottheit (*yugyō gami*), die sich im Frühjahr am Kochherd, im Sommer am Hoftor, im Herbst am Brunnen und im Winter auf der Tenne (im Hof, *niwa*) des Gehöfts verehren lässt. Wie *Kōjin* ist sie leicht erregbar und bringt Unheil über Haus und Hof, wenn man einen ihrer vier Verehrungsorte verunreinigt.



Abb. 13: Traditionelle Feuerstelle (irori)

**Die Kultstätte (Sitz) der Feuergottheit –**  
 Das Herz des japanischen Hauses bildet seit mehreren tausend Jahren die Feuerstelle (*irori*), die bis in die Neuzeit hinein meist eine offene Feuergrube war. Sie lag etwas tiefer als der Fußboden und über ihr hing von der Decke, in deren Mitte sich ein Loch als Rauchabzug befindet, an einem in der Höhe verstellbaren Haken der Kochkessel (*kama*). Eine ältere, einfachere, in ärmeren Haushalten Südjpans bis in die Neuzeit benutzte Kochmethode bestand darin, den Kochkessel auf drei, oft vom Meeresstrand geholte, große Natursteine zu setzen, zwischen denen ein Kochfeuer brannte. Wie unsere traditionellen Küchen spendet die Feuerstelle Licht, Wärme und Nahrung. Sie bildet den Lebensmittelpunkt der Familie und ist die älteste Kultstätte des japanischen Hauses. An ihr fand die ab dem Mittelalter auch bei den Bauern belegte

Verehrung des Feuergottes und des mit diesem oft gleichgesetzten Kesselgottes statt. Wo man die offene Feuerstelle durch einen aus Steinen errichteten dauerhaften oder einen nur für die Dauer eines Festes aus Lehm errichteten Herd (*kamado*) ersetzt hat, wird dieser zum Verehrungsort der dann oft Herdgotttheit genannten Feuergottheit. Beide Herdtypen haben vorn ein Feuerungsloch und oben eine runde Öffnung, in die der Kochkessel eingelassen wird. Ein als heilige Stätte markierter Lehmherd kann wie

der Kochkessel der Gottheit als temporärer Sitz (*yorishiro*) dienen. Manchen Gläubigen gelten Herd oder Kessel sogar als Verkörperung der Gottheit (*shintai*) oder als die Gottheit selbst.

Noch heute findet man in einigen alten Bauernhäusern auf einem erhöht angebrachten Hängebord (*tana*), auf einem kleinen hölzernen Hausschrein oder an einem tragenden Pfeiler nahe der Feuerstelle oder des Herdes Amulette, die vor Hausbrand und anderem Unheil schützen. In einigen Häusern zeigt ein Ritualstab (*gohei*) die Anwesenheit der Feuer- oder Herdgotttheit an. Die auf diesem Hängebord verehrte Gottheit wird oft *otanasama* (Gottheit bzw. Herr/Herrin auf dem Hängebord) genannt. Die heute noch in einigen Häusern der Region Rikuzen (Präfektur Miyagi) an einem Pfeiler nahe dem Herd hängende hölzerne oder tönerne *hyottoko*-Maske stellt jedoch keine Gottheit dar, sondern einen Mann, der mit vollen Backen und schiefem, gespitzem Mund ein Feuer anbläst. Die als Feuer-, Feuerabwehr- und Schutzgottheit der Familie verehrte Herdgotttheit nimmt ihre Aufgabe sehr ernst. Sie soll die einzige Gottheit sein, die im 10. Monat zu Hause bleibt und über das Wohlergehen „ihrer“ Familie wacht. Alle anderen Gottheiten sind dann in Izumo (Präfektur Shimane) versammelt, um dort den neuesten Klatsch und Tratsch auszutauschen, weshalb der 10. Monat seit alters auch „götterloser Monat“ (*kanna zuki*) genannt wird.

Das Feuer der Feuerstelle ist heilig und gilt wie der Herd als Symbol für das Haus und die im Haushalt lebenden Menschen. Da die Gottheiten das Unreine hassen, muss die Feuerstelle peinlich sauber gehalten werden. Das ist die alleinige Aufgabe der Hausfrau, die auch für den Kult der Feuergotttheit und für die Versorgung des Hausaltars zuständig ist. Sie musste früher vor allem darauf achten, dass das Feuer nie ausging. Die liebe Nachbarin um eine glühende Kohle zum Neuentfachen des Feuers bitten zu müssen, hätte einen empfindlichen Gesichtsverlust bedeutet. Wenn ein Sohn eine Zweigfamilie gründete, erhielt er früher etwas vom heiligen Feuer und der Asche des Herds seiner alten Familie, um das in seinen neu gegründeten Haushalt zu übertragen. Dieses heute selten gewordene Ritual nennt man „Teilen des Herdfeuers“ (*kamado o wakeru*).

**Neujahrsfeuer** – Feuershütteln und -rituale finden heute noch das ganze Jahr über in allen Landesteilen statt: Man feiert sie in Shintō-Schreinen, in buddhistischen Tempeln, aber ebenso oft auch im Rahmen der Familie, des Dorfes oder des Stadtviertels als gelebten Volksglauben oder als nur noch schwach religiös angehauchte Form der Traditionspflege. Am häufigsten sind sie in den Neujahrstagen (1.–16. Januar) und am Totenfest (13.–15./16. Juli oder August). Das zu Neujahr entfachte reine Feuer gilt nicht nur als Sitz der Jahres- oder einer anderen Gottheit. Es belebt mit seiner reinigenden, heilenden apotropäischen Kraft auch die Natur, die Sonne und die Menschen und hält Unheil von letzteren fern. Mancherorts dienen offene Feuer und brennende Fackeln auch als Signal- oder Willkommensfeuer, um der über die Neujahrstage zu Besuch kommenden Jahrestgotttheit, Ahnengotttheit bzw. den Ahnenseelen den Weg in das Dorf zu erleichtern.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Hausfrau gehörte es früher, am Jahresende das alte Herdfeuer zu löschen, seine Asche zu entfernen und den Herd im Falle einer Verunreinigung mit Salz zu reinigen, bevor sie ein neues reines Feuer in ihn einbrachte. An vielen Orten konnte sie sich bei der Reinigung des Herdes der Dienste blinder buddhistischer Priester (*mōsō*) oder Laien bzw. sich Schreinjungfrau (*miko*) nennender Frauen bedienen, die ebenfalls oft Laien waren, die auf eigene Rechnung arbeiteten. Einigen dieser Männer und Frauen wurde von den Behörden allerdings immer wieder die Ausübung ihrer Arbeit untersagt, da sie neben der von Gebeten und dem Klingeln von Glöckchen begleiteten rituellen Reinigung des Herdes (*kama[do] barai*, *kōjin barai*) und dem Verkauf von Amuletten zur Feuerabwehr usw. häufig auch sexuelle Dienstleistungen anboten.

In einigen Bergdörfern im Kirishima-Gebirge im Norden der Präfektur Kagoshima entzündet man als Erntekakel am Silvesterabend auf der Feuerstelle oder im Herd ein bis zu 2 m langes Stück eines Eichen- oder anderen wertvollen Baumstammes. Wenn man den Stamm bis zum Kleinen Neujahr am Brennen oder wenigstens am Glimmen erhalten kann, gilt das als Antwort der Berggottheit, dass die Ernte im neuen Jahr sehr gut ausfallen werde. Ein ab Silvester dauerhaft lang brennendes Feuer soll auch den Fortbestand und den Wohlstand des Haushaltes garantieren.

In ganz Japan ist das am Kleinen Neujahr begangene Ritual des *dondo yaki* (*tondo yaki*) bzw. *sagichō* verbreitet. Es soll aus der Zeit des Brandfeldbaus stammen und war möglicherweise einmal ein Erntekakel. Seine Durchführung variiert von Ort zu Ort, besteht aber meist darin, dass die Kinder eines Ortes bei ihren Nachbarn alte, defekte Neujahrssdekorationen einsammeln. Diese legen sie dann am Abend des Kleinen Neujahr (15. Januar) am Fuß eines Pfeilers ab, der an einigen Orten aus Bambusstangen gebildet wird, die beim Rußfegegen (*susubara*) am Jahresende benutzt wurden, oder befestigen sie an dessen Außenseite. Dann stecken sie den Pfeiler in Brand und feuern die Flammen mit lauten Rufen „*dondo, dondo*“ an. Das lautmalerische „*dondo*“ oder „*tondo*“ soll an das krachende Geräusch des explodierend verbrennenden Bambus (*baku chiku*) erinnern. Lokale Bezeichnungen (wie z.B. *onbe* d.h. *gohei*) für den Pfeiler weisen darauf hin, dass er an einigen Orten während des Verbrennens als feuriger Sitz der Gottheit ange-



Abb. 14: Neujahrfeuer (*dondo yaki*)

sehen wird. Auch viele der um ihn herum abgelegten oder an ihn gehängten Neujahrskronen haben in den Häusern in den Neujahrstagen als Sitz einer Gottheit (*yorishiro*) gedient. Das Verbrennen des *dondo* (*dondo yaki*) ist also die Verabschiedung einer Gottheit (*kami okuri*). Mit dem Verbrennen ihres Sitzes wird ihr unmissverständlich klar gemacht, dass es für sie nun an der Zeit ist, in Feuer und Rauch aufzusteigen und in ihre eigene Lebenswelt zurückzukehren. Die Antwort, um welche Gottheit es sich hier handelt, fällt von Ort zu Ort verschieden aus. Es kann sich u.a. um die Jahresgottheit, die Schutzgottheit der Wege (*dōsojin*), die Schutzgottheit der Grenze zwischen der Welt der Lebenden und Toten (*sae no kami*), die Berggottheit, die Feuergottheit, aber auch um die Ahnengottheit bzw. die Ahnenseelen handeln.

Da das reine Feuer des neuen Jahres als besonders heilig angesehen wird, schreibt man ihm und seiner Asche eine starke, Unheil abwehrende (*mayoke*) Wirkung zu. Daher röhrt auch die Beliebtheit der vielen Feste, bei denen man Kindern, um sie vor Krankheiten zu schützen, und Frischverheirateten, denen man Fruchtbarkeit und reichen Kindersegen wünscht, vor allem in den Neujahrstagen Asche oder Ruß ins Gesicht oder auf den Körper schmiert. Die apotropäische Wirkung von Feuer und Asche ist auch der Grund für den Glauben, dass die Kinder, welche in Feuer und Asche des *dondo yaki* gebröckte Reiskuchen (*mochi*) oder Reisknödel (*dango*) essen, für ein Jahr von Krankheit und sonstigem Unheil verschont bleiben.

**Feuer am Totenfest Bon** – Viel weiter als der Glaube an den Besuch der Ahnenseelen zu Neujahr ist in Japan heute noch die Überzeugung verbreitet, dass die Totenseelen zum *Bon*-Fest die Häuser ihrer noch lebenden Angehörigen aufsuchen. Damit die Totenseelen den Weg leichter finden, zünden einige traditionsbewusste Familien in Dörfern – wenn ihnen die Feuerwehr und die Gemeindeverwaltung das gestattet – am Abend des 13. Juli oder August, als Signalfeuer vor ihrem Tor oder Hauseingang, im Hof oder Garten, auf der Tenne, unter der Dachtraufe oder vor der Feuerstelle (Herd) offene Feuer, Laternen oder Fackeln an. Man nennt diese privaten Feuer Willkommensfeuer (*mukaebi*), Willkommensfackel (*mukaetaimatsu*) oder Willkommenheißen der Totenseelen (*tama mukae, shōryō mukae*). Die früher in manchen Orten von der Gemeinde am Dorfrand, an einem freien Platz oder als Eckfeuer (*kadobi*) an einer Straßenecke oder Wegkreuzung errichteten öffentlichen Willkommensfeuer sind inzwischen allerdings fast völlig ausgestorben.

Das *Bon*-Fest ist in Japan kein gesetzlicher Feiertag, doch die meisten Japaner nehmen sich drei Tage Urlaub, um es in ihrem Heimatort mit der Familie zu feiern. Nachdem man dort im besten Raum (*zashiki*) des Hauses einen mit Bildern der Verstorbenen, Laternen und Opfergaben geschmückten *Bon*-Altar aufgebaut hat, ziehen einige rüstige Familienmitglieder mit den Laternen zum nahegelegenen Berg, Flussufer, Meeresstrand oder zum Familiengrab auf dem Friedhof, um dort (der Glaube, wo sie ankommen, variiert von Ort zu Ort) die aus dem Totenreich zu Besuch kommenden Seelen abzuholen und nach Hause zu geleiten. Dazu entzündet man die Laternen, bittet die

Seelen, ehrerbietig darin Platz zu nehmen, und trägt sie dann gut gelaunt unter oft munteren Plaudereien nach Hause. Am Willkommensfeuer vorbei trägt man die Laternen mit den Seelen vorsichtig die Stufen in das Haus hinauf und überträgt sie auf den *Bon*-Altar. Von ihrem Sitz in der brennenden Laterne bzw. im Feuer der Laternenkerze können die Totenseelen nun bis zum Abschied am Abend des 15. oder am Morgen des 16. allen Gesprächen zwischen den Familienmitgliedern und zu Besuch kommenden Freunden und Verwandten folgen, die sich oft heiter bis in die Nacht hinziehen. Dabei erfährt die Totenseele alles, was ihre Familie seit dem letzten *Bon*-Fest erlebt hat und auch welche Erinnerungen die Lebenden an sie haben.

Am Abend des 15. oder am Morgen des 16. verabschiedet man die Totenseelen der Familie wieder und gibt ihnen häufig Reiseproviant (Nahrungs- und Trankopfer) mit auf ihren Rückweg ins Totenreich. Weit verbreitet ist auch der Brauch, die Totenseelen in brennenden, auf Brettchen gesetzte Laternen (*tōrō nagashi*) einen Fluss hinunter oder im Meer ins Totenreich oder Paradies davontreiben zu lassen. An einigen Orten werden heute noch im Freien große öffentliche Geleitfeuer (*okuri bi*) zur Verabschiedung der Totenseelen ins Totenreich entzündet. Ein besonders spektakuläres Geleitfeuer findet nach Einsetzen der Dunkelheit am 16. August ab 20 Uhr in Kyoto statt. Dabei werden für 30 Minuten fast alle Lichter der Stadt gelöscht und dann rasch nacheinander auf fünf Berghängen rings um die Stadt große, offene Feuer in Gestalt von chinesischen Schriftzeichen (*daimonji*) entzündet. Früher hat man bei den öffentlichen Geleitfeuern oft auch überflüssig gewordenes Festzubehör verbrannt.



Abb. 15: Beim Hōranya-Fest ziehen zylindrische Riesenfackeln durch Kashihara

Sehenswert ist auch das Wegsenden der Totenseelen in einem Seelenschiff (*shōryō bune, o-shoro bune*). Diese reich mit Opfergaben und den brennenden Laternen mehrerer Totenseelen beladenen, bis zu 8 m langen, aus Bambus und Stroh gebauten Schiffe lässt man den Fluss hinunter oder vom Meeresstrand aus (mancherorts brennend) in Richtung Totenreich oder Paradies wegtreiben. Der rituellen Reinigung, dem Schutz der Gemeinde vor Krankheit und andrem Unheil durch Feuer, Funken und Rauch und, einer Theorie zufolge, auch der Besänftigung einer erzürnten Totenseele dient das Tragen sieben großer, 500 kg schwerer, aus Stroh und Bambus hergestellter walzenförmiger brennender Fackeln mit 2 m Durchmesser, durch je 40 Männer beim *Hōranya*-Fest im Higashi bōjō-Viertel von Kashihara (Präfektur Nara) am 15. August.

Ein anderer traditioneller Sommerbrauch zur Vertreibung von Unheil ist der heute noch in einigen Dörfern im Juni oder Juli durchgeführte Umzug durch die Felder, bei dem man unter lautem Rufen und Trommeln brennende Fackeln schwenkt, um so die Feldfrucht schädigende Vögel und Insekten sowie böse Geister, Racheseelen und anderes Unheil zu vertreiben.

***Im Folgenden wird die Bedeutung und der Ablauf von drei berühmten Feuerfesten näher dargestellt.***

**Die Teufelsnacht in Kurume** – Eines der drei sehenswertesten Feuerfeste Japans ist die Teufelsnacht (*oniyo*) im Tamatare-Schrein der Stadt Kurume (Präfektur Fukuoka). Das bis 1954 am 7.1. nach dem Mondsonnenkalender und seitdem jedes Jahr am 7. Januar gefeierte Fest soll an den 7.1. des Jahres 368 erinnern. An diesem Tag gelang es dem von dem halbmythischen Kaiser Nintoku nach Nord-Kyūshū entsandten General Tō no Otodo, eine dort schon länger ihr Unwesen treibende Verbrecherbande nachts bei Fackellicht aufzustören und ihrem Anführer den Kopf abzuschlagen. Tō no Otodo (alias Tamatare), der mit seinem Sieg Frieden und Wohlstand in der Region wiederhergestellt hatte, wurde nach seinem Tod von der dankbaren Bevölkerung als regionale Schutzgottheit Tamatare verehrt. Der Anführer der Bande mutierte nach seiner Enthauptung zum Teufel (j. *oni*). Japanische Teufel sind jedoch durchweg ambivalenter Natur. Sie haben eine dämonische, aber auch eine freundliche Seite. So konnte aus dem geköpften Verbrecher im Laufe der Jahrhunderte die Schutz gewährende Teufelsgotttheit Kimen Sonshin werden.

Die Teufelsnacht ist der Höhepunkt und das Ende der von der Silvesternacht bis zum 7. Januar durchgeführten Neujahrsrituale, bei denen im Schrein täglich für Glück und Gesundheit im Neuen Jahr gebetet wird. Die Teufelsnacht gehört zu dem in ganz Japan bis heute weit verbreiteten neujährlichen, exorzistischen Übelvertreiben (*tsuina*). Bis in die 1870er Jahre war allen Ortsfremden der Besuch der Rituale der Teufelsnacht strengstens verboten. Die Meiji-Regierung bemühte sich ab 1868 zwar, derartige, als einem modernen Staat nicht angemessen empfundene, xenophobe Verhaltensweisen von Japanern gegenüber anderen Japanern zu untersagen, doch die Öffnung des Festes erfolgte letztlich erst nach 1945. Noch bei meinem Besuch, am 4. und 7. Januar 1975, standen einige der auf dem Fest eine aktive Rolle spielenden Männer dem Besuch von Ortsfremden (*yosomono*) feindselig gegenüber und versuchten, sie – nur teilweise erfolglos – rabiat vom Festgeschehen wegzuschubsen. Das half aber nicht. Die liberaleren Aktiven setzten sich durch und die Zahl der, 1975, fast nur lokalen 5.000 Zuschauer wuchs durch den Zustrom vieler Ortsfremder bis 1989 auf 15.000 Besucher aus dem ganzen Land an. Die Teufelsnacht hatte sich zu einem wahren Besuchermagnet entwickelt und wurde 1994 zum Nationalen Wichtigen Immateriellen Volkskulturschatz (*kuni no jūyō mukei minzoku bunkazai*) ernannt.

Der Tamatare-Schrein wurde 673 erbaut, doch schon 814 wurde auf seinem Gelände der Daizen-ji errichtet, in dem mehrere buddhistische Mönche tätig waren. Aus dem Schrein war damit ein Schreintempel geworden, der im Laufe der Jahrhunderte mehrmals abbrannte, aber immer wieder neu aufgebaut wurde. 1868 wurde der Tempel Daizen-ji aufgelöst, doch der 1952 in den hohen Rang eines *Jingū* erhobene, jetzt Tamataregū genannte, Tamatare-Schrein hat einige der alten Tempelgebäude umfunktioniert und nutzt sie bis heute. So wurde aus der alten Amida-Halle die Teufels-Halle (*onidō*). Der Name Tamatare des Schreins geht auf den nach seinem Tod als Schutzgottheit Tamatare verehrten Tō no Otodo zurück.

Die Neujahrsrituale beginnen damit, dass ein Priester am Silvesterabend in der Haupthalle des Schreins mit aus einem Feuerstein geschlagenen Funken ein reines, neues, Teufelsfeuer (*onibi*) genanntes Feuer für das neue Jahr erzeugt, das er auf eine Laterne überträgt. Im darauffolgenden Ritual der tönenden Bogensehne (*meigen*) reinigt er dann Vertreter der Schreingemeinde (*ujiko*), der Teufelsversammlung (*oni'e*), des Vereins zur Pflege der Teufelsnacht (*oniyo hozonkai*) sowie die in der Nacht benutzten Geräte dreimal rituell, indem er einen Bogen nach oben, nach unten und dann nach vorne richtet, wobei er die Bogensehne stark spannt und dann über den Köpfen bzw. Geräten laut tönend zurückschnappen lässt. Auf die um 23 Uhr beginnende Silvesterfeier (*joyasai*) im Schrein folgt die Neujahrsfeier (*saitansai*), die sich bis in den Neujahrsmorgen hinzieht. Ab 11 Uhr werden im Schreingelände im Freien Löwentänze (*shishimai*) aufgeführt, bei denen man seinen Kopf oder den seiner Kinder in das weit geöffnete Maul der Löwenmaske legen kann, um so im neuen Jahr vor Krankheiten gefeit zu sein. Von der Silvesternacht bis zur Teufelsnacht müssen die am Fest beteiligten Priester (früher auch die Laien-Kultfunktionäre) enthaltsam leben, d.h. sie dürfen kein Fleisch verzehren und keinen Geschlechtsverkehr ausüben. Sie wachen über das Teufelsfeuer und beten in der Teufelsversammlung täglich um Frieden im Land, Gedeihen der Fünf Feldfrüchte (*gokoku*), Wohlergehen der Familie und Freibleiben von jeglichem Unheil. (Das 712 erschienene *Kojiki* nennt in der Mythe der Ermordung der Nahrungsgöttin Ōgetsuhime die Fünf Körnerfrüchte Reis, Hirse, Gerste, *azuki*- und Sojabohne. Für ihr Gedeihen und für den Frieden im Land wird heute noch täglich in allen Shintō-Gottesdiensten, zu Beginn fast aller nicht rein touristischen Feste (*matsuri*) sowie z.B. bei allen in Schreinen veranstalteten Ringkämpfen des Laien-Sumō und sogar bei der Ringweihe vor Beginn der Turniere des professionellen Sumō gebetet.) Die Teufelsversammlungen enden am 7. Januar mit dem Übelvertreiben (*tsuina*) in der Teufelsnacht.

Am 2. Januar werden in jedem der sechs am Fest teilnehmenden Stadtviertel das rund 8 m lange Zugseil (*shiri hiki tsuna*) für das hintere Ende der Riesenfackel sowie 21 aus zusammengebundenen Holzstreifen verfertigte Handfackeln hergestellt. Nach einer kurzen religiösen Zeremonie, bei der ein Priester des Schreins die Gottheiten um die Sicherheit aller Teilnehmer in der Teufelsnacht bittet, werden die Zugseile in den

Schrein gebracht und dort bis zum 7. Januar aufbewahrt. Am 3. Januar wird das für die Herstellung der Riesenfackeln (*ōtaihatsu*) benötigte Material im Schreingelände bereitgelegt. In der Haupthalle werden unterdessen die Zugseile von einem Priester mit dem Reinigungsstab rituell gereinigt. Anschließend stellt man dort die aus langen Holzspänen zusammengesetzte dicke Fackel für das Teufelsfeuer her. Am 4. Januar stellen die Männer – jedes Stadtviertel für sich – aus den am Vortag im Freien bereitgelegten Materialien die 13 m lange Riesenfackel her, die sie in der Teufelsnacht tragen werden. Den Kern (das Herz, *shin*) der Fackel bilden drei ca. 20 cm dicke Stangen *mōsō dake*-Bambus. Um diesen „Herzpfeiler“ herum werden 20 Stangen *sasadake*-Bambus gebunden und als Außenverkleidung werden zur Verschönerung darüber noch 19 dünne („nur ein *nigiri* dicke“) Stangen von „Zierbambus“ (*keshōdake*) genanntem *madake*-Bambus befestigt. Das Ganze wird von 365 Strohseilen zusammengehalten. Aus dem Hinterende der Riesenfackel ragen die Enden der drei *mōsōdake*-Bambusstangen heraus. An diesen wird das Zugseil befestigt, mit dem die Riesenfackel bei ihrem nächtlichen Zug durch das Schreingelände in die gewünschte Richtung gezerrt wird. In das Kopfende (Vorderende) der Riesenfackel, an dem auf dem Fest das Feuer entzündet wird, steckt man mehrere trockene, leicht entflammbare Zedernzweige. Nach der Fertigstellung wird das Kopfende der einen Durchmesser von 1 m bis 1,20 m aufweisenden Fackel mit 10 bis 20 Eichenstangen (*karimata*) angehoben, die an ihrem Oberende gegabelt sind, damit sie nicht von dem Fackelkörper abrutschen. Auf diesen Stangen ruht der Kopf der 1,2 Tonnen schweren Fackel 3–4 m über der Erde. Das Hinterende der Fackel liegt auf der Erde.

Nach einem Ruhetag werden am 6. Januar als Opfergaben sechs große, runde Reiskuchen (*kagami mochi*) gestampft und im unebenen Flussbett des am Schrein vorbeifließenden Arare-Flusses steckt man im knie- bis hüfttiefen Wasser aus vier mit einem dünnen Bannseil verbundenen Stangen von *sasadake* einen kleinen Platz (*shio'i ba*) für die kultische Waschung ab. Am Abend halten die Priester, Kultfunktionäre und Fackelträger eine letzte Besprechung im Schreinbüro ab. Dann werden die Köpfe der Riesenfackeln mit Plastikplanen abgedeckt, um sie vor dem für die Nacht angekündigten Regen zu schützen.

Am 7. Januar, am Morgen des Festtages, statten die Hauptverantwortlichen des Festes sich einander kurze, offizielle Besuche ab. Dann begeben sie sich zu einem Empfang aller Verantwortlichen in die Haupthalle des Schreins. Nachdem sie sich mit Neujahrshäppchen gestärkt haben, nehmen sie an einem Gottesdienst zu Ehren der in der Teufelsnacht als Hauptgottheit verehrten, in einer Maske anwesenden Teufelsgottheit (*kimen sonshin*) und danach an einem rituellen Reissäen (*tanemaki shinji*) teil. Diese beiden Rituale eröffnen die Feierlichkeiten der Teufelsnacht! In einer kleinen Prozession (*togyo*) wird die Teufelsmaske mit der in ihr sitzenden Gottheit dann von der Götterhalle (*shinden*) in die Teufelshalle (*onidō*) transferiert. An der Spitze der Prozession geht ein als Laienpriester gekleideter Fackelträger (*akashikei*), der aus einem

kleinen Zuber Salz auf den Weg streut, um ihn zu reinigen. Ein weiterer Fackelträger hält die Teufelsmaske in seinen Händen. Er trägt eine Schutzmaske vor dem Mund, um die Gottheit nicht mit seinem Atem zu verunreinigen. Nach einem vor der Teufelsmaske abgehaltenen kurzen Gottesdienst bleibt der Träger der Maske bis zum Abend als Ehrenwache bei ihr in der Teufelshalle zurück. Die übrigen Prozessionsteilnehmer begeben sich wieder zum Schreinbüro und nehmen dort ein symbolisches Mahl mit der Gottheit (*naorai*) ein. Dann herrscht eine Weile Ruhe im Schrein, bis man gegen 19 Uhr die lauten *hoissa hoissa*- und vereinzelt auch *wasshoi wasshoi*-Rufe der jungen Männer (*wakashū*) der Schreingemeinde hört, die mit brennenden Fackeln und Lampions in der Dunkelheit und bei kaltem Regen aus ihren Vierteln zum hinter dem Schrein gelegenen Tamatare-Park gelaufen kommen. Sie tragen einen weißen Lendenschurz, Strohsandalen, schwarze oder weiße *tabi*-Socken und zum Teil eine weiße Bauchbinde und ein Stirnband. Auch einige kleine Jungen sind an der Hand ihrer Väter oder Großväter dabei. Zum Glück haben ihre Eltern ihnen angesichts des kalten Regens warme Unterwäsche über ihren stolz als Zeichen ihrer Männlichkeit getragenen Lendenschurz gezogen. Die halbnackten Männer, die ich in der Folge alle Fackelträger nenne, wärmen sich mittlerweile im Park an offenen Feuern und mitgebrachtem Reiswein.

Im Schreingelände drängen sich 5.000 Zuschauer, als ein Priester um 20 Uhr mit einem Schlag auf die große Schreintrommel das Signal zum Beginn des Hauptteils des Festes gibt. Daraufhin begeben sich 23 ältere Kultfunktionäre im Lendenschurz, mit brennenden Fackeln bzw. Laternen und einem an zwei Tragstangen hängenden großen, mit einem Bannseil umwundenen Holzzuber zu dem im nahen Arare-Fluss geschaffenen Reinigungsplatz. Dort unterziehen sie sich im Fluss bei der *shio'i kumi* genannten Zeremonie einer kultischen Waschung (*misogi*) und füllen den Zuber mit reinem Wasser. Dann bringen sie ihn, sich mühsam einen Weg durch die Zuschauer bahnend, als Opfergabe in die Götterhalle. Dort nehmen sie jetzt an einem Gottesdienst zu Ehren der in der Teufelsmaske anwesenden Gottheit teil. Während sie mit Beten beschäftigt sind, laufen nach und nach 400 Fackelträger in kleinen Trupps von je fünf Mann unter lebhaftem Schwenken ihrer brennenden Fackeln und Lampions zum Reinigungsplatz, um sich dort im *shio'i kaki*-Ritual ihrer kultischen Waschung zu unterziehen. Blaugefroren und zähnekletternd laufen sie dann, um warm zu werden, blitzschnell zur Haupthalle zurück und zweimal zwischen der Haupthalle und dem großen zweistöckigen hölzernen Turmtor (*rōmon*) hin und her. Sobald sich alle Trupps gottgefälliger kultischer Reinheit erfreuen, werden dann um 20.58 Uhr, auf ein Signal vom Glockenturm, alle Lichter im Schreingelände gelöscht. Das ist das Zeichen für die Fackelträger, unter lauten *hoissa hoissa*-Rufen vor die Haupthalle zu laufen, wo sie als kleine symbolische Mahlzeit (*naorai*) mit der Gottheit einen Schluck Reiswein zu sich nehmen, bevor sie sich zu ihrer jeweiligen Riesenfackel begeben.

Vor den sechs Riesenfackeln warten dann die sechs, je 16–30 Mann starken Fackelträger-Teams auf das Erscheinen des Teufelsfeuers. Die von einem jungen Mann getragene Fackel mit dem Teufelsfeuer, in der man die Gottheit anwesend glaubt, verlässt um

21.20 Uhr die Götterhalle. Er trägt sie hoch erhoben, so dass alle Zuschauer den Vorbezug der Gottheit gut sehen können. Mit diesem Feuer wird erst das Kopfende der prestigeträchtigen ersten und dann in rascher Folge auch die der übrigen fünf neben-einander aufgereihten Riesenfackeln angezündet. Bei jeder Riesenfackel klettert ein Mann auf den Fackelkörper und lockert die Seile am Kopf ein wenig, damit das Feuer mehr Luft erhält. Die Flammen lodern bald fünf und mehr Meter hoch und erhellen die in den nächtlichen Himmel aufsteigenden dichten Rauchwolken mit ihrem rötlichen Licht. Für die Fackelträger wird es rasch sehr heiß und obwohl sie von Glück und Gesundheit bringenden Funken und abspringenden Bambusstückchen versengt werden, fächeln sie die Flammen mit Zweigen des von den japanischen Gottheiten geschätzten immergrünen *sakaki* weiter an. In der guten alten Zeit soll es vorgekommen sein, dass ein Fackelträger, dem das von ihm getragene Teufelsfeuer im Regen erlosch, bevor er die Riesenfackel anzünden konnte, von den empörten und entsetzten Gemeindemitgliedern totgeschlagen wurde, weil das ein extrem böses Omen darstellte, das die Gesundheit der ganzen Gemeinde im neuen Jahr gefährdete.



Abb. 16: Fackelträger erklimmt die Riesenfackel und lockert an ihrem Kopfende die Seile, damit das Feuer mehr Luft hält

Um 21.35 findet vor den brennenden Riesenfackeln auf einer niedrigen Bühne das „*hoko totta, men totta, sora nuida*“ („wir haben die Hellebarde entrissen, wir haben die Maske vom Gesicht gerissen und wir haben sie (unsere Schwerter) gezogen“)-Ritual statt, das auf den Ursprung des Festes verweisen soll. Bei diesem (1975) nur für sehr wenige Zuschauer sichtbaren altertümlichen Ritual kämpfen zwei Männer,

die eine grünblaue (*aoi*) bzw. rote Maske tragen, zwei junge Männer im Lendschurz sowie zwei Männer, die zu ihrem Lendenschurz eine kurze Jacke tragen und eine Hellebarde halten. Wer davon die Rebellen und wer den die Rebellen besiegenden Tō no Otodo (Tamatare) und seine Soldaten darstellt, und ob die mit ihrer langen Nase wie eine *Tengu*-Maske aussehende Maske eine solche oder doch die Maske eines langnasigen Teufels darstellt, war auf meine Fragen hin selbst bei den Priestern und Aktiven umstritten. Vermutlich sind im Lauf der Zeit wichtige Teile des Rituals verloren gegangen. Einig ist man sich immerhin, dass in dem Ritual das Gute über das Böse siegt. Als es um 21.45 Uhr endet, sind alle Fackelträger, Feuerwehrleute, Polizisten und Helfer bereit für den Höhepunkt der Teufelsnacht: den Zug der sechs hell lodernden Riesenfackeln durch das vollkommen abgedunkelte Schreingelände. Die Fackelträger überprüfen ein letztes Mal die Stabilität ihrer Eichenstangen und Zugseile. Pro Riesenfackel stützen 16–20 Männer den Kopf der Fackel. 10–20 weitere haben die Aufgabe, den Fackelkörper mit Hilfe der an seinem Hinterende angebrachten Zugseile in die gewünschte Richtung zu zerren und zu verhindern, dass festbegeisterte leichtsinnige Zuschauer der Fackel an den Seiten zu nah kommen. Polizei und Feuerwehr machen den Fackeln den Weg frei und drücken die Zuschauer, die, in dem Bemühen von den Glück und Gesundheit verheißenden Funken und von den von der Fackel abplatzenden glühenden Bambussplittern getroffen zu werden, hartnäckig nach vorn drängen oder nach vorn geschoben werden, ebenso energisch zurück.



Abb. 17: Das Tragen der sechs Riesenfackeln über das Schreingelände markiert den Höhepunkt der Teufelsnacht in Kurume

Um Punkt 22 Uhr setzt plötzlich ein unkontrolliertes wildes Schlagen auf die Schreintrommel ein und die Glocke des ehemaligen Tempels Daizen-ji ertönt. Auf dieses Signal hin stemmen die Fackelträger mit ihren Eichenstangen den Kopf ihrer Fackel hoch und machen sich mit lauten *hoissa hoissa*-Rufen auf den Zug durch das Schreingelände. Unterstützt durch entsprechende Gebete aller gläubigen Anwesenden will man mit dem Feuer der Fackeln auch noch die letzten, von dem Lärm bisher unbeeindruckten, renitenten Teufel aus dem Schreingelände und der Stadt vertreiben. In sicherem Abstand voneinander ziehen die Riesenfackeln siebenmal langsam im Uhrzeigersinn um die Teufels- und die Haupthalle. Nach ihrem etwa eine Stunde dauernden Zug durch die von Polizei und Feuerwehr wachsam beäugten Zuschauer führen die Fackelträger der Riesenfackeln Nr. 2 bis 6 dann das rituelle Löschen des Feuers (*hitori*) ihrer Fackeln durch. Dabei entzünden sie zwei 5 m lange Handfackeln am brennenden Kopf der Riesenfackel und ersticken das übernommene Feuer dann, indem sie den Kopf der Handfackeln in den Erdboden drücken, bis es erlischt. Im Westen des Schreingeländes lässt man die auf dem Boden liegenden Riesenfackeln eine Weile dort ausbrennen, ehe man die letzte Glut mit Wasser löscht.



Abb. 18: Fünf der sechs Riesenfackeln vor ihrem Umzug über das Schreingelände

Eine privilegierte Stellung nimmt die Riesenfackel Nr. 1 (*ichiban taimatsu*) ein. Nachdem sie im Osten der Teufelshalle das Feuerlöschritual vollzogen haben, ziehen ihre Fackelträger mit ihr durch den hölzernen *Sōmon*-Torbau – sehr schnell, damit er nicht Feuer fängt – und dann gemächlich durch zwei Schreintore (*torii*) zum Arare-Fluss.

Dort lassen sie die brennende Riesenfackel auf dem Uferdamm nahe dem Reinigungsplatz zu Boden sinken und löschen sie in einer kultischen Waschung (*ichiban taimatsu no shio'i kaki*) mit aus dem Fluss geschöpftem reinen Wasser. Der Zug durch den Torbau ist der gefährlichste Moment des Festes. Das größte Tor des Schreins, das wertvolle hölzerne zweistöckige Turmtor (*rōmon*) ist bei dieser Aktion schon einmal in Flammen aufgegangen. Einige Aktive versicherten mir jedoch am Ende des Festes grinsend, dass seit dieser Brandkatastrophe immer einige Feuerwehrmänner, mit Löschgerät im Torbau versteckt, wachsam dem Durchzug der Riesenfackel entgegensehen. Während die Riesenfackeln Nr. 2 bis 6 im Westen nacheinander langsam erlöschen und Fackel Nr. 1 in Richtung Reinigungsplatz unterwegs ist, kommt es bei der nun in völliger Dunkelheit liegenden Teufelshalle, von den Zuschauern ungesesehen, zum Teufelsritual (*oni shinji*).

Bei diesem Ritual erscheint ein im Gesicht eine Teufelsmaske tragender Teufel, der sich bis dahin versteckt gehalten hat. Er kriecht unter die Veranda der Teufelshalle, die wie alle traditionellen Bauten Japans erhöht auf Holzpfilern ruht, und umrundet sie siebeneinhalfmal. Dabei umgeben ihn auf allen Seiten mehrere Jungen und Männer, um ihn vor den möglichen neugierigen Blicken Außenstehender abzuschirmen. Die Jungen tragen als Teufelshelfer warme Winterkleidung und eine aus Hanf hergestellte Art kraushaarig wirkender roter Perücke (*shaguma*) oder Kapuze und verursachen einen Höllenlärm, indem sie mit Stöcken laut an die Pfeiler und Wände der Teufelshalle schlagen. Sobald Riesenfackel Nr. 1, die mit ihrem Feuer den Weg zum Reinigungsplatz am Fluss von allen Dämonen und sonstigen Unreinheiten freigeräumt hat, erloschen ist, macht sich der als Schutzgottheit angesehene Teufel mit seinen Leibwächtern im Schutz der Dunkelheit auf den Weg durch das Turmtor zum Reinigungsplatz. Dort nimmt er jetzt ungestört, nackt, selbst eine gründliche kultische Waschung vor. Mit dieser reinigt und stärkt er nicht nur sich selbst, sondern wäscht zugleich auch alle Sorgen und Krankheiten der Gemeindemitglieder von sich ab, die er zuvor als eine Art Sündenbock auf sich geladen hat. Dann zieht er sich wieder an und begibt sich mit seiner Begleitung zur Götterhalle (*shinden*) des Schreins. Sobald man ihm auf sein Klopfen hin die Tür geöffnet hat, springt er in die Halle, worauf im Schreingelände schlagartig wieder alle Lichter angehen und nach und nach auch alle Handfackeln gelöscht werden. Mit den 7, 5 und 3 Schlägen der „alles Unheil vertreibenden Glocke“ (*yaku gane*) um 23.35 Uhr endet das Fest und alle ziehen im Nieselregen zufrieden nach Hause.

Der Tamataregū-Schrein ist vom Bahnhof Daizen-ji der Ōmuta-Linie der Nishitetsu-Eisenbahn in einem fünfminütigen Fußweg zu erreichen.

**Die nächste Teufelsnacht (*oniyo*) in Kurume findet am 7. Januar 2026 statt.**

Auf der Webseite des Schreins gibt es eine kurze Dokumentation mit Abbildungen des Festes. ► [tamataregu.or.jp/oniyo](http://tamataregu.or.jp/oniyo)

**Das Soga don-Schirmeverbrennen in Kagoshima** – Das *Soga don*-Schirmeverbrennen (*Soga don no kasayaki*) ist ein Feuerfest, bei dem Feuer und Wasser eng miteinander verbunden sind. Das Schirmeverbrennen wird jedes Jahr an einem Abend in der zweiten Julihälfte unter der Takami-Brücke am linken Ufer des Kotsuki-Flusses in der Stadt Kagoshima veranstaltet. Bis 1872 wurde das Fest am 28.5. nach dem alten Mondsonnenkalender gefeiert, weil die Brüder Soga, d.h. die Herren (*don* im Satsuma-Dialekt) Soga Gorō und Soga Jūrō am Abend dieses Tages, im Jahr 1193, den Kudō Suke-tsune töteten, um den Tod ihres durch dessen Hand umgekommenen Vaters zu rächen. Bei meinem Besuch des Festes, am Samstag, den 20. Juli 1974, sahen über 5.000 Zuschauer von der Brücke bzw. von der hohen Uferböschung aus dem Treiben zu. Schon am Vormittag haben Männer vom „Verein zur Erhaltung der drei großen Feste Kagoshimas“ (*Kagoshima sandai gyōji hozonkai*) nahe der Brücke an einer Stelle, wo die Böschung am Fluss flach ausläuft, auf dem Ufersand ein 6 m hohes, nach oben spitz zulaufendes, „Festung“ (*daiba*) genanntes Bambusgestell errichtet. Diese Festung haben sie dann am Nachmittag von der Basis bis zur Spitze mit 120 Ölpapier-Schirmen behängt. Bis 1973 hat man für das Fest immer genug ausrangierte, mit Ölpapier bespannte japanische Schirme (*wagasa*) einsammeln können. Da dieser Schirmtyp aber nach 1945 rasch von den neuen stoffbespannten Schirmen westlicher Machart verdrängt wurde, konnte man, 1974, in der ganzen Präfektur nur noch 120 Schirme des alten Typs auftreiben. Man hat daher erstmals in der Geschichte des Festes zusätzlich 127 in China hergestellte Ölpapierschirme (*bangasa*) gekauft, die sogar besser brennen, da ihr Ölpapier dicker als das der japanischen Schirme ist.

Die ersten Zuschauer sind schon gegen 19 Uhr eingetroffen, um sich einen Platz mit freiem Blick auf das Geschehen am Flussufer zu sichern. Gegen 19.30 Uhr – mittlerweile ist es dunkel – erscheinen in *Kendō*-Kleidung jugendliche Schwertkämpfer der *Kendō*-Abteilung der Kōnan-Mittelschule und des Satsuma Shintōkan und führen mit ihren Trainern vor der „Festung“ traditionelle Schwertkünste und -tänze (*tsurugimai*) des alten Satsuma-Lehens in Süd-Kyūshū vor. Dabei stoßen sie laute Kampfschreie (*kiai*) aus und singen zur Freude der lokalpatriotisch gesinnten Zuschauer das in der ganzen Präfektur Kagoshima bekannte, die Kriegertugenden der Brüder Soga preisende Lied der Brüder Soga (*Soga kyōdai no uta*). Nach ihrer Vorführung treten zwei nur mit einem weißen Lendenschurz und Stirnband bekleidete Teenager auf, die jeder eine brennende Fackel in der Hand halten. Sie verkörpern die historischen Brüder Soga in der Nacht, in der sie ihren Vater rächten, und führen unter lautem Singen des Liedes der Brüder Soga vor der „Festung“ einen kriegerischen Tanz auf. Nach ihrem mit lautem Beifall bedachten Auftritt erscheinen dann mehrere einen weißen Lendenschurz tragende und eine brennende Fackel in der Hand haltende Jungen und singen mehrmals, die Festung umkreisend ebenfalls das Lied der Brüder Soga. Einige von ihnen steigen in das fast trockene Flussbett, toben ein wenig herum und bespritzen sich gegenseitig mit Wasser. Kaum haben sie das Flussbett wieder verlassen und sich in den Hintergrund zurückgezogen, erscheinen mehrere Fackeln tragende, das Soga-Lied singende

Teenager und Trainer, die auch nur mit einem weißen Lendenschurz und Stirnband bekleidet sind und keinerlei Fußbekleidung tragen. Sie sind das singende Ehrengesetz für zwei am Schluss folgende Männer in klassischer höfischer Kriegerkleidung mit Lackhut und ziehen mit diesen mehrmals singend um die „Festung“. Dann springen die beiden Krieger plötzlich vor und entzünden mit ihren brennenden Fackeln die außen vollkommen mit Ölspapier-Schirmen verkleidete „Festung“.



Abb 19: Zwei als die beiden Soga-Brüder verkleidete junge Männer zünden beim Soga-don-Schirmverbrennen in Kagoshima die Ölspapier-Schirme an



Diese steht im Nu von der Basis bis zur Spitze in Flammen und brennt unter dem lauten Knallen explosiv abplatzen der brennender Bambussplitter rasch ab. Die brennende „Festung“ soll den Sieg der Brüder

Abb. 20: Zusammenbrechen der in Flammen stehenden, aus Ölspapier-Schirmen errichteten Festung

Soga über den Feind ihres Vaters symbolisieren. Obwohl man rasch weitere 127 Schirme in das Feuer wirft, bricht die nur aus Bambusstangen und Ölpapier-Schirmen errichtete „Festung“ schon nach 15 Minuten in sich zusammen. Von dem stolzen Bau bleiben nur noch rauchende Asche und glühende Bambussplitter zurück, die von den anwesenden Feuerwehrleuten rasch gelöscht werden.

Dem Volkskundler und Heimatforscher Ono Jūrō zufolge hat sich das *Soga don*-Schirmeverbrennen vermutlich aus einem seit alters in mehreren Weilern der Region gefeierten kleinen Feuerfest entwickelt. Für dieses Fest haben die Kinder des Ortes Brennholz gesammelt und dieses dann am 28.5. (alter Kalender), in der Zeit also, in der man in Kagoshima den Reis aus einem Saatbeet in die Reisfelder umpflanzt, in einem großen Feuer am Ufer eines nahen Flusses oder Baches verbrannt. Mit diesem Feuer wollten sie die Wassergottheit einladen, feierlich begrüßen und darum bitten, dem Weiler genug Regen für die Bewässerung seiner Reisfelder zu senden. Tatsächlich leiten die Bauern für ihre Reisfelder heute noch soviel Wasser aus den Wasserläufen ab, dass sogar der Kotsuki-Fluss um diese Zeit fast vollkommen trockenfällt. Mit der Bitte um ausreichend Regen für die Bewässerung ist aber auch die Bitte verbunden, dass der Gott ihnen nicht zuviel Regen senden möge, damit ihr Weiler und seine Felder nicht durch Hochwasser beschädigt werden. Hochwasser- und Sturmschäden sind in der Region Kagoshima an der Tagesordnung. Die Präfektur Kagoshima wird nämlich jedes Jahr von mehreren Taifunen direkt getroffen, die oft großen Schaden anrichten. Die das Feuer schürenden Jungen wurden als Boten der Wassergottheit bzw. als ihre Stellvertreter oder mancherorts während des Festes sogar als ihre Verkörperung angesehen.

Nach dem 14. Jh. nahm dieses Feuerfest zu Ehren der Wassergottheit zusätzlich noch den Charakter eines Festes zur Besänftigung der Racheseelen der Brüder Soga an. Der Glaube an die Racheseelen (*goryō*) der eines ungerechten und allzu frühen Todes Gestorbenen ist in Japan weit verbreitet. Da sie nach dem Tod oft lange auf der Erde herumirren, ohne Frieden zu finden, können sie Unheil über die Lebenden bringen, wenn man sie nicht besänftigt. Da man damals noch keine naturwissenschaftliche Erklärung für die vielen Naturkatastrophen hatte, welche die Region regelmäßig trafen, kam der Glaube auf, Hochwasser, Dürre und Taifune würden von den mit 20 (Gorō) bzw. 22 Jahren (Jūrō) allzu jung gestorbenen Soga-Brüdern verursacht. Zu der Bitte an die Wassergottheit trat so auf dem kleinen Fest der Weiler irgendwann nach dem 14. Jh. noch der Wunsch, die Racheseelen der beiden Brüder zu besänftigen. Da man sich von ihnen Schutz vor Sturm- und Wasserschäden erhoffte, warf man ihnen als Opfergabe und deutlichen Hinweis auf das, was man sich von ihnen erbat, neben Brennmaterial auch von den armen Bauern als wertvoll geschätzte, vor Regen Schutz bietende Ölschirme ins Feuer.

Wie in den Weilern Satsumas war das Fest auch in Kagoshima, der Residenzstadt dieses Lehensfürstentums, sehr beliebt. Die Schüler der Stadt wetteiferten schon in der Tokugawa-Zeit (1603–1867) miteinander, für ihre Schule am Ufer des Kotsuki-Flus-

ses eine für Zuschauer gut einsehbare Stelle zu sichern und dort neben Brennholz möglichst mehr und prächtigere Ölschirme als die Schüler konkurrierender Schulen zu verbrennen. In dieser Zeit hat das Fest erneut seinen Charakter verändert, weil die seit 1602 als Daimyō (Territorialherrschter) über Satsuma herrschenden Shimazu das beliebte Fest stark förderten und sich seiner als Instrument zur Stabilisierung ihrer Herrschaft bedienten. Während im übrigen Japan damals nur knapp 1% der Bevölkerung dem Samuraistand angehörten, waren es in Satsuma rund 27 %, und die Schüler Kagoshimas enstammten fast ausnahmslos diesem Stand. Die von der armen Bevölkerung Satsumas eingezogenen Steuern konnten so viele Samurai nicht ernähren. Je nach Distrikt fristeten daher 80–90% der stolzen Krieger ein kümmerliches Leben von dem, was sie mit eigenen Händen auf ihren kleinen Äckern ernten konnten. Von der Führungsschicht ihres Standes wurden diese Landsamurai verächtlich Kartoffelkrieger (*kara'imo bushi*) genannt. Die Shimazu wurden damals also nicht nur von den ganz Japan als Lehnsherr kontrollierenden Shōgunen des Hauses Tokugawa misstrauisch beäugt. Ihre Herrschaft über Satsuma wurde dazu auch noch von der enormen Zahl ihrer eigenen unterernährten, unzufriedenen Samurai bedroht. Der enormen Gefahr innerer Unruhen vor allem durch die heranwachsende kriegeradelige Jugend begegneten sie mit einer Heimat-Erziehung (*gojūkyōiku*), die an allen Schulen neokonfuzianische und kriegerische Tugenden wie unbedingte Pietät und Gehorsam gegenüber den Eltern (vor allem dem Vater) und Loyalität zu ihrem Lehnsherrn Shimazu sowie Kampfbereitschaft, Mut, Genügsamkeit und Stolz auf ihre Heimat „Satsuma“ predigte. In dieses Erziehungsprogramm passte das Fest ideal hinein. Statt die Soga, wie bisher, als potentiell gefährliche Racheseelen auf dem Fest zu besänftigen, feierte man sie nun als Musterbeispiel des Kriegers. Ihre Pietät, Loyalität, Genügsamkeit, Klugheit und die Beharrlichkeit, mit der sie sich auf den Vollzug ihrer Rache vorbereiteten, sowie ihr Kampfgeist und Heldenmut machten sie zum idealen Vorbild, dem nicht nur die heranwachsende kriegeradelige Jugend, sondern alle Schichten der Bevölkerung unabhängig von ihrem Alter nacheifern sollten. Ihren Vorbildscharakter vor allem für die zum Kampf erzogene Jugend behielten die Brüder Soga und ihr Fest durch die von Militärs dominierte Gesellschaft der Tokugawa- und Meiji-Zeit bis zur Kapitulation Japans, 1945, bei.

In den Nachkriegsjahren hat sich das Schirmeverbrennen, das seinen ursprünglich volksreligiösen Charakter schon während der Modernisierung Japans weitgehend verloren hatte, dann zum vierten Mal gewandelt und wurde zu einem rein weltlichen, allein der Brauchtumspflege dienenden, touristisch vermarktetem Fest, das sich in der Bevölkerung aber nach wie vor großer Beliebtheit erfreut. Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass die nicht nur in den sozialen Medien verbreitete Behauptung, das Schirmeverbrennen solle daran erinnern, dass die Brüder Soga bei ihrem nächtlichen Weg zum Vollzug ihrer Rache Ölschirme als Fackeln getragen hätten, nicht zutrifft. Die Brüder trugen, wie alle Krieger im Einsatz, wenn das nötig war, die üblichen langbrennenden Kiefernfackeln. Sie hätten sich als Männer und Krieger geschämt, sich

mit den aus ihrer Sicht feminin wirkenden, nicht sturmfesten und obendrein viel zu schnell abbrennenden Ölschirmchen an ihren Feind heranzupirschen. Das ändert natürlich nichts daran, dass die an der Bambusfestung angebrachten Schirme auf dem Fest ein wunderschönes Bild abgeben, wenn sie unter lautem Knallen des Bambus abbrennen. Im Unterschied zu dem nur regional bekannten *Soga don*-Schirmeverbrennen in der Stadt Kagoshima ist das folgende Feuerfest im Bergdorf Kurama im ganzen Land berühmt.

**Das Feuerfest in Kurama** – Das Feuerfest in Kurama (*Kurama no himatsuri*, 鞍馬の火祭り) ist ein früher am 9.9. nach dem Mondsonnenkalender, heute aber jährlich am 22. Oktober gefeiertes Fest (*reisai*) des Yuki-Schreins (由岐神社) in Kurama im Norden von Kyoto. Dieser Shintō-Schrein liegt unterhalb des berühmten Kurama-Tempels und wie der Tempel am Hang des Kurama-Berges. Als zwei der drei Hauptgottheiten des Schreins gelten die Götter Ōkuni nushi und Sukuna bikona, von denen man sich Schutz vor Krankheit und anderem Unheil erhofft. Als sich in der Hauptstadt Heian-kyō (dem heutigen Kyoto) 938 ein schweres Erdbeben ereignete und es im Jahr darauf erstmals zu einer offenen militärischen Rebellion gegen die Autorität des Kaisers kam, führte das zu Unruhe in der Bevölkerung. Da man damals glaubte, dass ein Einfall von Dämonen, Rachegeistern und anderem Unheil vor allem von Nord-Nordost her droht, beschloss der Kaiser, dort den Schutz der Hauptstadt zu verstärken. Zu diesem Zweck ließ er Ōkuni nushi und Sukuna bikona, die spätestens seit dem 8. Jh. am Hof als Schutzgottheiten verehrt wurden, 940 in einer dreitägigen feierlichen Prozession in das im Norden der Hauptstadt gelegene Kurama umziehen. Dort sollten diese beiden nationalen (=einheimischen) Shintō-Götter des Yuki-Schreins, zusammen mit den aus dem Ausland (China, Korea) eingeführten Buddhas und buddhistischen Gottheiten des schon 770 gegründeten Kurama-Tempels, dafür sorgen, dass alles von Norden gegen die Hauptstadt anstürmende Unheil abgewehrt wurde. Die beiden Gottheiten erfüllten aber nicht nur diese Aufgabe, sondern sind seit ihrer Ankunft in Kurama neben der älteren Schutzgottheit Hassho daimyōjin die neuen Schutzgottheiten (*ubusuna gami*) des kleinen Bergdorfes. Als Gottheiten des Yuki-Schreines, d.h. eines auf dem Gelände des Kurama-Tempels sitzenden Tempelschreins (*jisha, chinjusha*), werden die beiden kollektiv unter dem Namen Yuki-daimyōjin verehrt. Heute wenden sich die Gläubigen an sie vor allem mit der Bitte um eine gute eheliche Verbindung, um Kindersegen, um eine leichte Geburt und um gute Gesundheit.

Wie üblich bei einem „Umzug von Gottheiten in einen neuen Schrein“ (*sengū*) – vor allem, wenn er, wie dieser, in staatlichem Interesse erfolgte – wird man auf dem Weg der Prozession vom Kaiserpalast nach Kurama zahlreiche Wegfeuer und Willkommenfeuer (*mukaebi*) für die beiden Götter entzündet und ihren Weg mit Salz kultisch gereinigt haben. Natürlich werden auch das Feuer der Fackeln und die Schwerter sowie Pfeil und Bogen der Begleitmannschaft den Weg effektiv gereinigt und alle unerwünschten Dämonen und rebellisches Gesindel ferngehalten haben. Als die Götter

schließlich am Abend des 3. Tages (am 9.9.940) in Kurama eintrafen, wurden sie von den dortigen Mönchen und Bewohnern, die sich von ihrem Zuzug u.a. mehr Pilger und damit mehr Spenden bzw. Einkünfte versprachen, mit *kagaribi*-Wachfeuern und brennenden Fackeln freudig willkommen geheißen und im brandneuen Yuki-Schrein eingeschreint. Zur Erinnerung an diese im flackernden Schein zahlloser Fackeln erfolgte erste, nächtliche Begegnung mit den beiden Göttern und als jährlichen Dank für den ihnen von den Gottheiten gewährten Schutz haben die Bewohner später das heute am 22. Oktober als Fackelfest begangene Feuerfest gegründet.

Ich habe das Feuerfest in Kurama 1976 und 1998 und zwar beide Male im Anschluss an das am selben Tag in Kyoto stattfindende „Fest der Zeitalter“ (*jidai matsuri*) besucht. Da das Fest der Zeitalter gegen 15 Uhr endet, war beide Male genug Zeit übrig, um mit dem Zug nach Kurama zu fahren, sich vor Einbruch der Dunkelheit den kleinen Ort anzusehen und den Tag mit dem Besuch des dortigen Feuerfests zu krönen. Ich schildere das Fest so, wie ich es 1976 erlebt habe, weise aber auf kleine Änderungen hin, die sich bis 1998 ergeben haben.

Das kleine Bergdorf Kurama mit seinen etwa 150 Haushalten zieht sich oberhalb des Kurama-Flusses rund 500 m am Hang des Kurama-Berges entlang. Seine hauptsächlich von der Arbeit im Bergwald lebenden Bewohner sind in sieben Bruderschaften (*nakama*) organisiert. Diese organisieren das Fest und tragen es zu zwei Dritteln finanziell, was angesichts der schrumpfenden, vergreisenden Bevölkerung ein großes Problem ist. Nur ein Drittel der Festkosten wird durch Spenden, Stiftungen und den Verkauf von Amuletten gedeckt. Die wichtigsten Ämter haben die Männer der Ōsō-Bruderschaft inne. Die jeweils für ein Jahr ernannten Leiter (*tōban*) der Bruderschaften stellen diesen ihr Haus für die Treffen im laufenden Jahr als Herberge (*nakama yado*) zur Verfügung und müssen alle für die Bewirtung anfallenden Kosten tragen. Schon Monate vor dem Fest beginnen die Männer mit dem Sammeln des Materials für den Bau der Fackeln und die Frauen mit der Herstellung oder der Ausbesserung der Festkleidung der Fackelträger.

Für das Fest werden, 1976, Fackeln in drei Größen hergestellt: 1. Von Kindern (Jungen) getragene, 1–1,20 m lange, leichte kleine Handfackeln (*shōtai matsu*) mit ca. 10 cm Durchmesser. 2. Von männlichen Teenagern getragene 2–4 m lange mittelgroße Fackeln (*chūtai matsu*) von 40–60 cm Durchmesser am oberen Ende. 3. sieben von jungen Männern getragene, bis zu 6 m lange großen Fackeln (*daitai matsu*), deren Durchmesser oben 80–100 cm betragen kann. Tatsächlich waren schon 1976 aus Mangel an Jugendlichen und jungen Männern viele Träger der großen Fackeln kräftige, bis zu 60 Jahre alte Männer. Die bis zu 4 m langen mittelgroßen Fackeln werden von einem oder von zwei Teenagern getragen. Da sie ihre Fackel, oft mit dem brennenden Ende nach hinten weisend, auf ihrer Schulter tragen, ist immer ein Begleiter dabei, der darauf achtet, dass sie mit dem hinter ihnen lodernden Fackelfeuer keinen Schaden anrichten bzw., dass der Brand sofort gelöscht wird. Die bis zu 80 kg schweren großen Fackeln werden von 2 bis 4 Männern getragen.

Als Kern der Fackeln nimmt man gut getrocknete Azaleen- oder Zypressenzweige bzw. für die großen Fackeln auch lange Brennholzscheite. Die meisten Handfackeln der Kinder bestehen aus mit Rindenstreifen oder Wisterienranken fest zusammengebundenen kleinen Zweigen. Der aus Zweigen und Feuerholz bestehende Kern der mittleren und großen Fackeln wird außen mit langen Streifen von Zypressen-Furnierholz (*hinoki no hahan*) umgeben, die mit Wisterienranken oder einem anderen Seil fest umwickelt werden. Damit das Feuer der Fackel genug Luft bekommt, lässt man zwischen den Furnierstreifen etwas Raum. Bei den sieben bis zu 80 kg schweren großen Fackeln, von denen jede eine Bruderschaft repräsentiert, hat man auf dem Fackelkörper außen ein paar Schlaufen angebracht, die das Tragen auf dem engen Prozessionsweg erleichtern. Jede der sieben großen Fackeln trägt in der Mitte des Fackelkörpers einen Ritualstab (*gohei*), von dem zickzackförmige weiße Papierstreifen herabhängen. Dieser kennzeichnet die Fackel als Göttersitz, von dessen hoher Warte aus die zum Fest eingeladenen Götter dem Geschehen zuschauen können. Während man 1976 noch rund 250 Fackeln hergestellt hat, sollen es 1998 schon über 400 gewesen sein. Die hohe Zahl erklärt sich z.T. dadurch, dass die kleinen Fackeln sehr rasch abbrennen und während des Festes mehrmals durch neue ersetzt werden müssen. Dass die früher manchmal als Mutprobe und Kraftdemonstration nur von einem Teenager (mittelgroße Fackeln) oder ein bis zwei Männern (große Fackeln) getragenen Fackeln, 1998, grundsätzlich von einem bis zwei Teenagern bzw. vier bis acht Männern getragen und diese dabei von aufmerksamen Begleitern beobachtet werden, die jederzeit helfend einspringen können, hat die Feuerwehr durchgesetzt, nachdem es durch unvorsichtige Fackelbewegung und Funkenflug im Ort wiederholt zu erheblichem Brandschaden gekommen war.

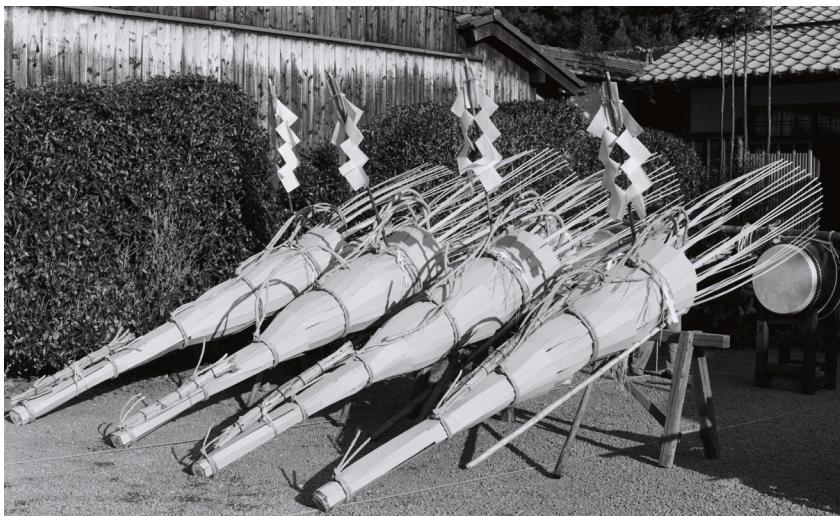


Abb. 21: Fackeln für das Feuerfest in Kurama

Schon lange vor dem Fest wird von den Frauen die Festkleidung ausgebessert oder, wenn nötig, neu hergestellt. Für die kleine Fackeln tragenden Jungen besteht die Festkleidung aus einem weißen Stirnband, Strohsandalen, *tabi*-Socken und einem prächtigen, bunten Gewand. Dieses Gewand ist jedoch kein, wie es z.T. in den sozialen Medien heißt, Mädchen-Kimono, sondern soll das Gewand eines männlichen, kleinen Tempel- oder Hofpagen darstellen.



Abb. 22: Der im Gürtel des Fackelträgers steckende Sakaki-Zweig markiert ihn als Göttersitz

Spärlicher bekleidet sind die Teenager, die eine mittelgroße, und die jungen oder älteren Männer, die eine große Fackel tragen. An den Füßen haben sie Strohsandalen und schwarze *tabi*-Socken und an den Waden schwarze Wickelgamaschen (*kyahan maki*). Von ihrem schwarzen Lendenschurz hängen vorn weiße Fransen herab. An ihrem Rücken ragt über ihren nackten Pobacken aus dem Stoffgürtel des Schurzes ein Zweig mit Blättern des dem Shinto heiligen immergrünen *sakaki* (meist: *chleyera japonica*) heraus.

Er kennzeichnet die Männer auf dem Fest als temporären Göttersitz, auf dem sich die Gottheiten während des Zuges durch den Ort niederlassen können. Als Festkleidung tragen sie einen Hauch von Hemd, das aus bunt gemustertem Musselin (*yūzen*) genäht ist. Es weist einen schwarzen Halsbund und immerhin zwei lange Ärmel auf. Abgesehen von seinen Ärmeln ist das Hemd

aber so kurz, dass es oben zwar die Schulter, hinten aber nur knapp die Schulterblätter und vorn nur die Schlüsselbeine bedeckt. Der Rest des Rückens ist bis zum Gürtel des Lendenschurzes, und Brust und Bauch sind von den Brustwarzen bis unter den Nabel nackt. Auf der Schulter, auf der beim Zug durch den Ort ihre Fackel ruht, tragen sie eine Schulterauflage (*kata'ate*) aus festem Baumwollgewebe, die ihre Haut vor dem Gewicht und der Hitze ihrer brennenden Fackel schützen soll. Wer die von seiner Fackel abspringenden, Segen bringenden Funken nicht nur auf Brust, Bauch und Rücken, sondern auch auf der Haut seiner Arme spüren möchte, kann seine Ärmel mit Hilfe eines Ärmelhaltebandes (*tasuki gake*) aufschürzen und oben halten. Um die Stirn tragen sie alle ein weißes Stirnband.

Nach dem auf das Feuerfest vorbereitenden Gottesdienst (*yoimiyasai*) im Yuki-Schrein am 16. und dem am 22. Oktober um 9 Uhr morgens das Fest (*reisai*) eröffnenden Gottesdienst, an dem die Vertreter der Bruderschaften und der Gemeinde die Gottheiten



Abb. 23: Teenager-Fackelträger mit mittelgroßer Fackel und festtypischem weißen Stirnband

worden war. Bis zum Abend werden die beiden Tragschreine an diesem temporären „Rastplatz“ (*otabisho*) von einer Ehrenwache der Bruderschaften bewacht. Am Nachmittag unterziehen sich die Männer, welche am Abend die sieben großen Fackeln tragen werden, und die jungen Männer, die bei der Prozession durch den Ort als Krieger in rotem Schuppenpanzer (*hiodoshi no yoroi*) hinten auf dem Tragschrein stehen werden, im unterhalb des Ortes fließenden Gebirgsfluss Kurama-gawa einer kultischen Waschung (*misogi*). Das ist notwendig, da sie der Gottheit, die auf ihnen selbst, auf der von ihnen getragenen großen Fackel oder im Tragschrein sitzt, sehr nah kommen und sie keiner Unreinheit aussetzen wollen.

Während ein Teil der Männer beim Gottesdienst oder mit dem Transport der Tragschreine beschäftigt war, haben andere (und die Frauen) in der Diele der als Bruderschaftsherberge dienenden Häuser beim Eingang einen kleinen Altar errichtet. Auf diesem bringt man den Gottheiten des Yuki-Schreins als Opfergaben Salz, süßen, halbgegorenen Reiswein (*amazake*), Esskastanien, eine Schale Reis mit roten *azuki*-Bohnen (*akameshi*), eine Schale weißen Reis sowie Rettich und Ingwer dar. Der Rettich soll die Fruchtbarkeit von Mensch und Natur garantieren und dem Ingwer werden Dämonen und sonstiges Unheil vertreibende Kräfte (*jakibarai*) nachgesagt. Neben dem Altar werden im offenen Eingang die Schätze des Haushaltes, wie eine Kriegerrüstung, ein Schwert, ein altes Rollbild, ein bemalter Wandschirm, Keramikgefäße o.ä. zur

um ein sicheres Gelingen des Festes bitten, wird zuerst die Gottheit Hassho daimyōjin, die in Kurama schon vor 940 als Schutzgott verehrt worden sein soll, in der *hōsen no gi*-Zeremonie gebeten, in ihrem Tragschrein (*mikoshi*) Platz zu nehmen. Danach überträgt man auch die Gottheit(en) Yuki daimyōjin in ihren Tragschrein. Vom Yuki-Schrein werden die beiden reich geschmückten, schweren Tragschreine dann von jungen und nicht so jungen, aber kräftigen Männern den steilen, steinigen schmalen Weg herab zu dem freien Platz vor dem zweistöckigen Haupttor (*sanmon*; in Kurama auch *niōmon* genannt) getragen und dort gegen 11 Uhr feierlich abgestellt. Bei meinem zweiten Besuch des Festes, 1998, hat man die Tragschreine mit den Gottheiten auf einer kleinen Straße in zwei Fahrten auf der Ladefläche eines Kleinlastwagens vor das Tor transportiert, weil der steile Fußweg inzwischen zu gefährlich ge-

Schau gestellt. Unter dem Vordach der Herberge werden Papierlaternen angebracht und eine geschmückte Hellebarde (*hoko*) aufgestellt. Ein Priester des Yuki-Schreins führt anschließend eine rituelle Reinigung (*harai*) des Altars durch das Schwenken eines *sakaki*-Zweiges und direkt danach eine mechanisch-akustische Reinigung (*kiyome*) der Hellebarde durch den Klang geschüttelter Glöckchen (*suzu*) durch. Vor allem aber werden gegen 15 Uhr vor den Bruderschaftsherbergen und vielen anderen Häusern große mit Wasser gefüllte Bottiche aufgestellt, damit man im Brandfall sofort Löschwasser zur Hand hat.

Da die wenigen Parkplätze in Kurama für Bewohner reserviert sind und die einzige große zum und durch den Ort führende, von Holzhäusern gesäumte Straße am Abend für die Prozession der Fackeln und die erwarteten 20.000 Zuschauer frei bleiben muss, werden alle Zufahrten am heutigen Festtag schon um 15 Uhr gesperrt. Der einzige mögliche Zugang ist jetzt die Fahrt mit der Eizan dentetsu-Eisenbahn auf deren Kurama-sen-Linie vom Bahnhof „Demachi yanagi“ unten in der Stadt Kyoto zum Endbahnhof „Kurama“. Von dort aus erreicht man den Ort bequem in einem rund zehnminütigen Fußmarsch bergauf. Diese strengen Regelungen hat man getroffen, da bei dem Fest im Lauf der Jahre (20. Jh.) mehrfach Häuser in Flammen aufgegangen und einmal sogar zwanzig Häuser abgebrannt sind. Man will sicher gehen, dass Kurama im Notfall von Polizei- und Feuerwehrfahrzeugen oder Krankenwagen erreicht werden kann. Auch im Ort sieht man ab 17.30 Uhr alle paar Meter einen die vielen Feuerquellen im Auge behaltenden freundlichen Feuerwehrmann oder Polizisten.

Um 18 Uhr ist es endlich soweit. In der Abenddämmerung schreitet ein Herold, der eine weiße Papierlaterne (*shirahari*) in der Hand hält, langsam die etwa 500 m lange Straße entlang, auf der die Fackeln durch den Ort ziehen werden, und ruft dabei immer wieder mit lauter Stimme „*shinji mairasshare*“. Damit gibt er den Bewohnern den Beginn des Gottesdienstes, d.h. den Beginn des der Unterhaltung der Gottheiten und der Besucher dienenden Hauptteils des Festes bekannt (*shinjibure*). Er ist dabei in ein weißes Gewand gekleidet, das sich aus der informellen Jagdkleidung (*kariginu*) des Hofadels des 8.–12. Jh. entwickelt hat und an die Kleidung der heutigen Shintō-Priester erinnert. Seine Rufe sind das Signal, auf das hin die Männer der die Straße säumenden Häuser die unter dem Vordach (*noki*) hängenden weißen Papierlaternen (*chōchin*) und das in auf dreibeinigen Ständern in Eisenkörben bereitliegende Brennholz der Wachfeuer (*kagaribi*) entzünden. Diese beidseits der Straße vor den Häusern lodern den Feuer die den durch den Ort getragenen Gottheiten als Wegzeichen und Willkommensfeuer (*mukaebi*).

Ab 18.30 Uhr tauchen aus den Häusern immer mehr prächtig (als Page) gekleidete Jungen auf und ziehen stolz den Prozessionsweg entlang. Dabei tragen sie auf der Schulter eine kleine brennende Fackel und rufen immer wieder die Worte „*sairei sairyō*“. Die genaue Bedeutung dieses wie *sairei ya sairyō* klingenden Sprechgesangs ist auch den Einheimischen und Priestern unbekannt. Eine mögliche Übersetzung wäre: „das Fest

hat begonnen, die Seelen (der Gottheiten oder der Wegegottheit oder der Ahnen) sind gekommen.“ Die Jungen werden dabei von ihren stolzen, aber auch ein wenig ängstlichen Müttern begleitet. Einige Jungen waren so klein, dass ihre Mütter deren ein niedliches 30–40 cm kurzes brennendes Fäckelchen haltende Hand fest umklammert hielten, um sicher zu gehen, dass die Funken der Fackel die Pagenkleidung und ihren darin steckenden Sprößling nicht in Flammen aufgehen lassen. Eine Mutter meinte lächelnd zu mir, sie habe vorsichtshalber vorher im Schrein ein gegen Brandgefahr schützendes Amulett erworben und ihrem Jungen um den Hals gehängt.

19 bis 20 Uhr. Auf den Zug der Kinder folgen ab 19 Uhr nach und nach die mit kräftiger Stimme laut „*sairei sairyō*“ rufenden Teenager. Sie tragen ihre überwiegend 2 m langen brennenden Fackeln aufrecht in der Hand oder auch, mit dem brennenden Ende nach hinten zeigend, über die Schulter gelegt. Die wenigen bis zu 4 m langen, entsprechend schwereren lodernden Fackeln werden aber meist von zwei Teenagern getragen. In beiden Fällen ist ihnen, 1998, ein weiterer Teenager oder junger Erwachsener zugeordnet, um im Notfall sofort einzugreifen und einen durch die Fackel oder durch Funkenflug entstehenden Brand schon in der Schwelphase beherzt mit ein paar Kellen Löschwasser aus den vor den Häusern bereitstehenden Wasserbottichen zu löschen. Die meisten Schweißbrände entstehen auf der Kleidung ortsfremder Zuschauer, die den Ratschlag, möglichst feuerresistente Kleidung anzuziehen, nicht befolgt haben.

Mädchen habe ich 1976 nur als am Straßenrand stehende Zuschauer gesehen. 1998 aber wurden kleine Mädchen von einigen der Fackel tragenden Teenager schon ermuntert, ihre mittleren Fackeln am sicheren unteren Ende anzufassen und sich dabei fotografieren zu lassen. Einige mutige weibliche Teenager in einem der Pagenkleidung der Träger der kleinen Fackeln ähnelnden Gewand fassen die Fackel ihres Teenagerfreundes sogar in der Mitte, d.h. näher an ihrem brennenden Ende, an und helfen ihm ein Stück weit beim Tragen, ohne dass der Mond auf die Erde stürzte oder ein erwachsener Fackelträger dagegen protestiert hätte. Während einige schüchterner Fackelträger erröten und nicht recht wissen, wo sie hinsehen sollen, macht es anderen offensichtlich Spaß, bei ihrem Zug mit der Fackel immer wieder von ihren am Prozessionsweg wartenden Altersgenossinnen oder jungen Frauen des Ortes laut angefeuert zu werden. Leider gibt es 1998 in Kurama schon nicht mehr genug Teenager, welche die ihnen traditionell zugeordneten mittelgroßen Fackeln tragen könnten, so dass einige ihrer Fackeln von älteren Männern getragen werden müssen.

20 bis 21 Uhr. Sobald die Kinder, geführt von Müttern und anderen Erwachsenen, mit ihren kleinen Fackeln den Ort durchzogen haben, steigen sie gegen 19.30 Uhr die breite, zum Haupttor des Kurama-Tempels führende Steintreppe empor. Auf dem freien Platz vor dem Tor, von dem aus man tagsüber einen schönen Blick auf den Ort hat, sieht man jetzt im Dunkeln unten nur ein Meer von Flammen der durch den Ort getragenen Fackeln. Die Kinder können sich nun ausruhen und ihre Fackeln auf einen Haufen legen, wo sie unter den wachsamen Augen der Erwachsenen ausbrennen und erlö-

schen. Die Kinder werden unterdes von ihren stolzen Müttern oder Verwandten – ihre Väter sind ja praktisch alle als Fackelträger oder Helfer unterwegs – mit Erfrischungen verwöhnt, bevor sie, je nach ihrer Konstitution, aufgekratzt oder völlig übermüdet nach Hause zurückkehren, um dem Festgeschehen von dort weiter zuzusehen oder sich schlafen zu legen.

Noch ehe alle Kinder den freien Platz oben beim Haupttor verlassen haben, treffen dort nach und nach immer mehr „*sairei sairyō*“ rufende Teenager mit ihren mittelgroßen Fackeln ein. Im Unterschied zu den Kindern halten sie ihre brennenden Fackeln weiter fest. Während einige Teenager mit ihren Fackeln noch auf dem Prozessionsweg unterwegs sind, erscheint dann hinter ihnen eine kleine Prozession. An deren Spitze schreiten zwei Shintō-Priester, die jeder eine weiße Papierlaterne in der Hand halten. Ihnen folgen in Zeremonialkleidung die Leiter der Bruderschaften, die eine mittelgroße Fackel bzw. einen Ritualstab (*gohei*) tragen. Neben weiteren Fackelträgern schreiten auch zwei junge Männer, die später, an der Rückseite des Tragschreins stehend, den Zug der Gottheiten auf dem Prozessionsweg mitmachen, langsam durch den Ort. Dabei tragen sie als junge Krieger (*waka musha, yoroi musha*) einen an Feuer und Blut erinnernden roten Schuppenpanzer und halten in der Hand eine lodernde, ca. 2 m lange Fackel. In diesem Zug wird auch die Hellebarde mitgeführt. Den Schluss dieser Prozession bilden einige Mädchen in Kimonos.

Bis 21 Uhr sind dann alle „jungen“ Männer (*seinen*), deren Rolle wegen der Überalterung der Dorfgemeinde schon teilweise von älteren Erwachsenen übernommen wird, mit den sieben großen Bruderschaftsfackeln ächzend durch den Ort gezogen. Wegen des hohen Gewichts und der Hitze der Fackeln wechseln sich die Männer unterwegs aus Sicherheitsgründen mit als Reserve mitziehenden Männern beim Tragen der Fackeln ab und atmen erleichtert auf, wenn sie schließlich sicher über die lange Steintreppe hinauf oben vor dem Haupttor angelangt sind. Nach einer kurzen Verschnaufpause stellen die Träger dann ihre 4 m langen mittelgroßen bzw. ihre sieben großen Fackeln an ein Holzgerüst gelehnt mit dem brennenden Ende nach oben gerichtet auf und stellen sich unter stetem rhythmischem Klatschen und pausenlosem, immer lauterem Rufen von „*sairei sairyō*“ so vor ihren Fackeln auf, dass sie von den wie ein Wasserfall herunterfallenden Funken mit reichem Segen bedacht werden. Dabei werden sie von einigen vor dem Tor wartenden jungen Frauen, die sich ein Kind und eine leichte Geburt wünschen, mit ebenso lauten „*sairei sairyō*“-Rufen enthusiastisch angefeuert.

Um 21.30 Uhr wird, auf ein Trommelsignal hin, das zwischen den Fackelträgern und den hier seit dem Vormittag wartenden beiden Tragschreinen mit den Gottheiten gespannte Bannseil (*shimenawa*) aus Reisstroh mit einem Schwert durchtrennt. In dem Moment laufen die Fackelträger, nachdem sie, wie zuvor schon die Kinder, ihre Fackeln auf einen Haufen geworfen haben, wo sie sicher ausbrennen können, zu den beiden reich geschmückten Tragschreinen und heben sie an den längs unter dem Tragschrein verlaufenden Tragstangen in die Höhe. Hinter dem Tragschrein steht oben als Ehrenge-

leit der Gottheit(en) ein kräftiger junger Krieger in einem roten Schuppenpanzer. Auf das vordere Ende der Tragstangen legen sich rechts und links je ein in seinem Lendenschurz fast nackt wirkender junger Mann, der eben noch als Fackelträger durch den Ort gezogen war. Sie liegen mit weit gespreizten Beinen rücklings auf zwei Tragstangen und halten sich dabei mit ausgestreckten Armen so gut es geht an den dicken Tragstangen fest. Das sieht etwa wie das Schriftzeichen 大 (dai, groß) aus. Am hinteren Ende des Tragschreins sind zwei solide Seile befestigt. Was nun kommt, ist der absolute Höhepunkt des Festes, die Prozession (*shinkōsai*) der in den beiden Tragschreinen sitzenden Gottheiten durch den Ort.

Unten im Ort und entlang der Treppe halten alle den Atem an, als sich die Träger plötzlich in Bewegung setzen und mit dem Tragschrein des Hasho daimyōjin, so schnell es ihnen ihre Beine erlauben, die vielen Steinstufen hinunter in den Ort laufen. Der Krieger hält sich bei diesem Höllenritt, so gut es geht, am Dach des Tragschreins fest, um nicht herunterzufallen, und die beiden auf dem vorderen Ende der Tragstangen liegenden Männer schwitzen Blut und Wasser in dem Bemühen, nicht vor aller Augen abzurutschen und unter den Schrein zu geraten. Für diese *choppen no gi* (*choppen*-Zeremonie) genannte Mutprobe nimmt man nur kerngesunde kräftige Freiwillige. Wenn sie in einem Stück heil unten ankommen, gilt das traditionell als ihre Eintrittskarte in den Kreis der erwachsenen Männer des Ortes. Ihre Sicherheit hängt neben den Trägern des Schreins aber auch von den jungen Frauen (*otome*) ab, die eines der beiden am hinteren Ende des Tragschreins befestigten soliden Seile packen, um ihn auf seinem Weg hinunter in den Ort abzubremsen. Als Lohn für ihre Mühe sollen ihnen Kindersegen und eine leichte Geburt winken. Wer den Lendenschurz eines der vier rücklings auf den Tragstangen der zwei Tragschreine liegenden Männer während ihres Rittes berührt, dem ist in den kommenden Monaten finanzieller Gewinn gewiss. Unten angekommen, ist statt des in Japan unüblichen Beifallklatschens ein Seufzer der Erleichterung zu hören, dass alles gut gegangen ist. Der Tragschrein wird nun auf ein Fahrgestell gehoben und von den Trägern, von denen einige jetzt wieder 2 m lange brennende Fackeln tragen, langsam auf dem Prozessionsweg zu dem am Ortsausgang gelegenen „Rastplatz“ (*otabisho*) gerollt. Dort bleibt er bis etwa 2 Uhr morgens.

23 bis 23.30 Uhr. Sobald der erste Tragschrein etwa die Hälfte des Prozessionsweges hinter sich gebracht hat, macht sich oben beim Haupttor der zweite Tragschrein, in dem die Gottheit(en) Yuki daimyōjin sitzt bzw. sitzen, auf den gefährlichen Weg über die steile Treppe in den Ort hinunter. Nachdem auch das reibungslos über die Bühne gegangen ist, atmen die Zuschauer und vor allem die für den Ablauf des Festes Verantwortlichen hörbar auf und der Lärmpegel im Ort steigt jetzt stark an, da sich alle laut und freudig über das bis jetzt Erlebte unterhalten. Vor einer Bruderschaftsherberge hat man eine große Trommel aufgestellt, an der jeder seine Trommelkunst erproben darf. Unter den Mutigen sind auch einige Frauen. Erst gegen 23 Uhr wird es langsam ruhiger in Kurama, da sich inzwischen ein großer Teil der Zuschauer schon auf den

Weg zum Bahnhof gemacht hat, um mit den letzten Zügen in die Stadt zurückzufahren. Die Eizan densetsu setzt heute bis nach Mitternacht mehrere Sonderzüge ein. Besucher sollten sich aber schon bei der Ankunft im Bahnhof Kurama nach den beiden letzten Zügen zurück nach Kyoto erkundigen, denn die wenigen Übernachtungsmöglichkeiten im Ort sind schon mindestens ein halbes Jahr vor dem Fest ausgebucht. Bis der zweite Tragschrein gegen 23.30 Uhr am Rastplatz eingetroffen ist, wird dort eifrig getrommelt und die vom ständigen „*saireiairyō*“ heiseren Träger und Fackelträger schmieren ihre Kehlen und Stimmbänder sorgfältig mit Bier, Reiswein und Schnaps (*shōchū*). Schließlich werden die Handfackeln aufeinandergelegt und gelöscht. Zum Abschluss spielt man am Rastplatz zu Ehren der von den Tragschreinen aus zuschauenden Gottheiten Shintō-Musik und führt *Mikagura*-Tänze auf. Dabei brennt ein offenes Wachfeuer auf dem Platz vor den Tragschreinen.

2 Uhr, am 23. Oktober. Die letzten Züge sind zwischen 00.30 Uhr und 1 Uhr vom Bahnhof Kurama in die Stadt Kyoto zurückgefahren. Die Rückkehr (*kankō-sai*) der von Fackelträgern mit brennenden Fackeln begleiteten Tragschreine zum Haupttor und von dort weiter zum Yuki-Schrein sehen also nur die sehr wenigen Besucher, die sich rechtzeitig ein Zimmer für die Nacht reservieren konnten.

Abschließend bleibt nur zu betonen, dass das Feuerfest von Kurama nichts mit dem gleichnamigen, sehenswerten Kurama-Tempel zu tun hat. Das Feuerfest ist das jährliche Fest (*reisai*) des Yuki-Schreines. Es wurde 1983 zum Immateriellen Volkskulturschatz Kyotos ernannt (*Kyoto no mukei minzoku bunkazai*).

Weitere Informationen zum Thema Feuer und Rauch im japanischen Volksglauben finden Sie u.a. auch in meinen drei unten genannten OAG-Veröffentlichungen.

### Auswahl der verwendeten Literatur

- Amano Hiroyuki (Hg.): *Nihon minzoku bunka taikei*, Bd. 2, *Taiyō to tsuki*, Tokyo 1994.
- Antoni, Klaus: *Kojiki – Aufzeichnungen alter Begebenheiten*, Berlin 2012.
- Aston, W.-G.: *Nihongi – chronicles of Japan from earliest times to A.D. 697*,  
Rutland&Vermont, Tokyo 1973.
- Cogan, Thomas J.: *The Tale of the Soga Brothers*, Tokyo 1987
- Eder, Matthias: *Geschichte der japanischen Religion, I. Band*,  
*Die alte Landesreligion*, Nagoya 1978.
- Emori Itsuo: *Dentōteki na kekkon seido*, S. 344-410 in: Amano Hiroyuki,  
*Nihon minzoku bunka taikei*, Bd. 8, *Mura to murabito*, Tokyo 1995.
- Florenz, Karl: *Die historischen Quellen der Shinto-Religion*, Göttingen Leipzig 1919.
- Geijutsu shinchō henshū (Hg.): *Nihon no matsuri*, Tokyo 1990.

Hagiwara Hidesaburō: *Hōjō no kami to ie no kami (Me de miru minzoku-gami shirazu)*  
Bd. 2, Tokyo 1988.

Immoos, Thomas: „Das Mysterium von Feuer und Wasser“, S. 143–162 in:  
Vermittlung zwischenkirchlicher Gemeinschaft. *Neue Zeitschrift für  
Missionswissenschaft*. 1971 Schöneck.

Haraguchi Torao: *Kagoshima ken no rekishi*, Tokyo 1973.

Miyake Hitoshi: *Shūkyō minzokugaku*, Tokyo 1989.

Namihira Emiko: *Minzoku shūkyō shirazu – Kegare*, Tokyo 1990.

Naumann, Nelly: *Die einheimische Religion Japans, Teil 2 (Synkretistische Lehren  
und religiöse Entwicklungen von der Kamakura- bis zum Beginn der  
Edo-Zeit)*, New York, Köln 1994.

Naumann, Nelly: *Die Mythen des alten Japan*, München 1996.

Obayashi Tarō: *Taiyō to hi*, S. 53–116 in: Amano, Hiroyuki 1994.

Ono Jūrō: *Minami-Kyūshū no minzokugami*, Kagoshima 1972.

Ono Jūrō: *Kagoshima Minzoku sampo*, Kagoshima 1973.

Ōhashi Nobuo: *Minkan shūkyō jiten*, Tokyo 1991.

Ōhashi Nobuo (Hg.) *Nihon minzoku shūkyō jiten*, Tokyo 1998.

Ōtsuka minzoku gakkai (Hg.): *Nihon minzoku jiten*, Tokyo 1972.

Pauly, Ulrich: „Das japanische Totenfest“, S. 9–32 in: *OAG Notizen* 06/2012, Tokyo.

Pauly, Ulrich: „Das Neujahrsfest in Japan“, S. 10–32 in: *OAG Notizen* 01/2013, Tokyo.

Pauly, Ulrich: „Die Teufel kommen zum Tanz“, *OAG Taschenbuch* Nr. 80, Tokyo 2002.

Philippi, Donald L.: *Norito – A translation of the ancient Japanese ritual prayers*,  
Princeton, Oxford 1990.

Sakamoto Tarō: *Fuzoku jiten*, Tokyo 1957.

Satō Takashi: *Furusato Tokyo, Minzoku saijiki*, Tokyo 1992.

Satō Takashi: *Furusato Tokyo saiji sairei*, Tokyo 1993.

Takahashi Hideo (Hg.): *Nara-ken no sairei gyōji*, Tokyo 1991.

Takahashi Hideo (Hg.): *Fukuoka-ken no sairei gyōji*, Tokyo 1993.

Takada Kenichirō: *Yamato no matsuri*, Osaka 1991.

Takehiko Makoto: *Gishi wajin den to Yamatai koku*

(*Yomiuri bukkuretto* No. 10) Tokyo 1998.

Tanigawa Kenichi: *Kodaijin no kami kannen*, S. 211–258 in: Amano Hiroyuki 1994.

Wulff, David M.: *Psychology of religion – classic and contemporary views*,  
New York, Brisbane, Toronto, Singapore 1991.

Yoshino Hiroko: *Matsuri no genri*, Tokyo 1990.

## Neuzugänge / Neuanschaffungen

---

Im letzten Monat gab es wieder einige Neuanschaffungen und Neuzugänge aus Schenkungen und Nachlässen. Wenn Sie Vorschläge für Buchanschaffungen haben, so wenden Sie sich bitte an die Referentin, Frau Roeder (roeder@oag.jp). Die OAG wird zwar nicht jeden Wunsch erfüllen können, doch wird sie versuchen, möglichst viele Anschaffungswünsche zu berücksichtigen.

Die mit \* gekennzeichneten Bücher sind Schenkungen von Privatpersonen / Verlagen. Schreibung und Reihenfolge der japanischen Namen wie vom Verlag jeweils angegeben.

Milena Michiko Flašar  
*Der Hase im Mond*  
Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, 2025, 240 S.

Martina Böck & Hilke Veth  
„Ausgerechnet zu den Chinesen“  
*Deutschsprachige Abenteuerinnen in China*  
AvivA Verlag, Berlin, 1. Auflage 2023, 336 S.